Landesbibliothek Coburg (70)
022001006059

D. II. 9.
1790
β'
26
Coburger
Landes-
Bücherei

Gemälde des menschlichen Herzens in Erzählungen.

Von

August Lafontaine.

Zweiter Theil.

Der Sonderling.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK COBURG

Dritte verbesserte Auflage.

Halle und Leipzig,
bei Johann Gottfried Ruff. 1801.

Der

Sonderling.

Erster Theil.

Il faut faire des paradoxes quand on réfléchit; et quoi que vous puissiez dire, lecteur, l'homme de bien aime mieux être homme à paradoxes, qu'homme à préjugés.

„Ich will doch wenigstens Herr über meinen Jungen seyn! Er soll nicht gewickelt werden!“ sagte Herr Burchhard mit einem festen aber sanften Tone.

„Aber, lieber Mann, die ganze Welt wickelt ja die Kinder!“ antwortete Hannchen mit einem Tone, dem man das Nachgeben anhörte.

„Das läßt die ganze Welt wohl bleiben: zum Exempel, mein liebes Hannchen, die Peruaner, die Mexikaner, Karaiben, Omaguas, Mogolen“ —

„Immer mit deinen verwünschten Heiden!“

„Heiden! ja, Heiden! aber gesund sind sie dabey, Hannchen! und das hat etwas auf sich, so lange man auf der Erde ist!“ Der Knabe wurde nicht gewickelt, so oft auch die Mutter

davon wieder anhob und das Wickeln mit andern Gründen als mit dem consensu gentium verthei=digte.

„Man kann den Jungen so nicht angrei=fen.“

„Laßt ihn liegen: das Betasten bekommt ohnehin keinem jungen Thiere.“

„Gott behüte, du solltest den Jungen wohl noch zu einem Hunde machen!“

„Das würde in dem ersten Jahre sein Scha=den nicht seyn.“

„Nun meinetwegen!“ sagte Hannchen mit gerunzelter Stirn, und legte ihr Messer et=was unsanft neben den Teller: „mach ihn ganz und gar zu einem Menschenfresser!“

Burchhard stand auf und suchte von Han=chens Teller ein Paar große Hechtsgräten. „Den Willen sollst du haben,“ sagte er nun ganz lang=sam: „es ist auch bald geschehen. Die Gräten bohr ich dem Jungen durch die Lippen; dann ist der Karaibe fertig!“

Hannchen sprang auf und fiel ihrem Man=ne in die Arme, schob und drückte ihn auf seinen

Stuhl, setzte sich auf seinen Schooß, und drückte ihn an ihre Brust. Buchhard legte die Gräten aus den Händen, um Hanchen zu umfassen. Der Knabe blieb ungewickelt, und Hanchen gewöhnte sich daran, wie sie sich an tausend andere Dinge gewöhnt hatte, welche zwar die ganze Welt so nicht machte, wie ihr Mann; ausgenommen ein halbes Hundert Nationen, die er ihr jedesmal richtig auf den Fingern herzählte.

Zu diesen Dingen gehörten — doch das verdient eine ordentliche Erzählung. Genug, der Knabe blieb zwar ein Christ; aber ein ungewickelter Christ.

Burchhard gehörte zu den seltenen Menschen, die das Schicksal sich zu einem Ziel der abwechselndsten Launen gemacht zu haben schien. Er war in einer nicht großen Stadt Niedersachsens geboren. Seine ersten sechs Jahre verlebte er so, daß, wenn er eben so fortgelebt hätte, wir in der Welt nichts von ihm zu sagen wüßten. Sein Vater starb am Ende dieses sechsten Jahres, und seine Mutter ließ ihn aufwachsen: das war alles, was sie für ihn that. Da sie indeß

mit den vornehmsten Familien der Stadt verwandt war, so hatte der Sohn den ungezweifeltsten Beruf zum Studieren, und die Familie versprach, für ihn zu sorgen. Er aß die Reihe herum bei sieben Verwandten die Woche, bekam nothdürftig die Schulbücher, alle Jahre einen Rock, und man forderte dafür nichts mehr von ihm, als daß er in den sieben Häusern, wo er aß, allerlei kleine Geschäfte verrichten mußte, als verlorne Schlüssel suchen, Schnallen putzen, mit den Kindern spielen, Holz in die Küche tragen, Licht holen, Briefe auf die Post tragen u. s. w.

Ludchen hatte also seine Geschäfte in sieben Häusern und in der Schule. Er lernte nicht viel, das war wahr; allein dagegen hatte er manche andere Geschicklichkeit bekommen, die ihren Werth hat: er baute schöne Kartenhäuser, schnitzelte in Holz und Papier, machte Charniere an Dosen, konnte zerbrochene Sachen sehr schön leimen und kitten, rechnete fertig aus dem Kopfe, und in der Kunst, Beschläge an den Kommoden zu putzen, hatte er nicht seines Glei-

chen; und dabei lernte er seinen Verdruß verbergen, von Außen kalt seyn, wenn er im Innern glühete: eine Eigenschaft, die ihm sein ganzes Leben hindurch manchen Dienst that, und die man für Phlegma nahm.

Die Hausväter in den sieben Häusern sagten wohl zuweilen: Was soll aus dem Jungen werden? Er lernt nichts! Allein die sieben Hausmütter behaupteten das Gegentheil, bis Ludchens Mutter starb. Da nun Einer von diesen sieben Verwandten den Knaben zu sich nehmen sollte, so fanden auf einmal alle sieben Hausmütter, daß ihre Männer recht gehabt hätten. Sie behaupteten alle sieben: er sey ein Taugenichts. Indessen man mußte sich bequemen. Ludchen kam zu einem seiner Vettern ins Haus.

Bis hieher hatte der kleine Burchhard nicht sehr viel von Noth gewußt; allein jetzt empfand er auf einmal alles, was Noth heißt. Alle seine Gefälligkeiten, die er jetzt verdoppelte, konnten ihn schlechterdings nicht vor einem beständigen Sturme von Scheltworten und Ohrfeigen retten. Er fühlte seine Unschuld; noch

mehr, er fühlte seinen Werth; denn er war auf das Gesicht seiner Muhme, auf alle ihre Wünsche noch einmal so aufmerksam, als ihre eigenen Kinder; er betrug sich noch einmal so still, und that zu dem Fortgange der Haushaltung noch zehnmal so viel, als diese. Der Knabe hätte endlich unter dieser Härte tückisch und boshaft werden müssen; eine sanftere Empfindung bewahrte ihn davor. Eines Tages floh er, von einer ungerechten und grausamen Behandlung erbittert, in eine Kammer. Hier stand der achtjährige Bursche, ballte die Fäuste, knirschte mit den Zähnen, und gab alle Zeichen der Wuth von sich. Auf einmal zerfloß die Wuth in einen sanften Strom milder Thränen; seine Hände falteten sich sanft; er hob sie und seine großen blauen Augen gen Himmel, und sagte mit dem rührenden Accente der innigsten Betrübniß: ach! meine liebe selige Mutter! ich armer Junge! Er glaubte allein zu seyn, und in einem Winkel saß Hanchen, die älteste Tochter des Hauses, ein gutartiges Mädchen von zwanzig Jahren, und beobachtete ihn. Seine Thränen,

sein Blick gen Himmel, seine Anrede an seine selige Mutter, rührten und erschütterten das Mädchen. Sie stand auf, nahm den Jungen in ihre Arme, gab ihm einen herzlichen Kuß, und war von diesem Augenblick an seine Beschützerin.

Ludwigs ganzes Herz hieng sich nun an dies Mädchen; sie wurde sein Idol, seine Gottheit, alle seine Empfindungen wendeten sich auf sie; und der Junge, den man für kalt und unempfindlich hielt, konnte, mit dem Entzücken eines Liebhabers, seiner Wohlthäterin Hand küssen, konnte mit voller Angst des Herzens, mit Thränen und Schluchzen, sich in die Falten ihres Rocks schmiegen, wenn sie ihm nur eine böse Miene machte, da hingegen die allergrausamste Behandlung eines Andern ihn nicht aus seiner gewöhnlichen Kälte bringen konnte. Diese Anhänglichkeit vermehrte Hanchens Liebe, diese Liebe Ludwigs Anhänglichkeit, und sie schärfte zugleich in seiner Seele das Gefühl der Grausamkeit seiner Verwandten. Seine Gemüthsart wurde finster, verschlossen;

seine Augen lagen tief unter den niedergezogenen Augenbraunen und unter der krausen Stirn. Nur wenn Hanchen ihn ansah, so faltete sich die Stirn auseinander, die Augenbraunen zogen sich in die Höh, die Augen lachten, und wer ihn so sah, der sagte: ein hübscher Junge!

Zu seinem Unglück aber fand sich zu Hanchen ein Freier, dem sie ihre Hand gab. Armer Junge! sagte sie mitleidig zu dem Knaben, wie sie mit ihrem Manne abreisen sollte: komm du einmal zu mir, wenn dirs hier nicht gut geht! Sie gab ihm ein Papier, und in dem Papiere lagen zwei Speciesthaler. Ludwigen standen die Thränen in den Augen, wie Hanchen in den Wagen stieg. Er gieng in den Garten, und weinte sich aus, und betrachtete weinend und freudig seine zwei Thaler; nicht weil sie Geld, sondern weil sie ein Geschenk von Hanchen waren.

Hundertmal hatte Ludwig nach Hanchens Abreise wohl Anlaß, die Speciesthaler zu verwechseln; einigemal war er auch sehr geneigt dazu; allein er konnte sich dennoch nicht über-

winden, sich von Hanchens Geschenk zu trennen.

Sein Schicksal wurde jetzt noch härter: Vorwürfe, üble Behandlung, Erniedrigungen aller Art, Mangel wurden sein tägliches Loos. Nach einem Auftritte, wo Grausamkeit und die tiefste Niederträchtigkeit, mit der man ihn behandelte, ihn gegen sein hartes Loos fühlbarer als je machten, fielen ihm Hanchens Worte ein. Er holte seine beiden Thaler, steckte ein Paar Hemden ein, und wie er vor dem Thore und auf dem Wege nach der Stadt war, wo Hanchen wohnte, war ihm so wohl, daß er laut aufschrie, wie ein Gefangener, der seinem Gefängnisse entflohn ist. Er gieng rasch auf dem Wege vorwärts, und kam mit der tiefen Nacht in ein Dorf, ohne Stärke genug zu haben, die Stadt zu erreichen. Er gieng in ein Wirthshaus an der Landstraße, er trat furchtsam in die Gaststube, und war jetzt in einer größern Verlegenheit als je.

Endlich fragte der Wirth, wer er wäre, wohin er wollte, und erfuhr dann, daß er

großen Hunger habe, und gern hier schlafen möchte; allein — er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. Er wollte wohl einen Speciesthaler hingeben, allein nur pfandweise. Er hofte ihn in ein Paar Tagen wieder auszulösen. Ein Fremder, der in eben diesem Wirthshause war, erkundigte sich, warum er diesen Thaler so hoch hielte, und erfuhr von dem vierzehnjährigen Knaben die kleine Begebenheit. Er sprach mit so viel Begeisterung von diesem Hanchen, die Thränen drangen bei ihrem Lobe so heiß aus seinen Augen, daß der Fremde versprach, für den Kleinen zu bezahlen, und der Kleine aß und schlief auf die Rechnung des Fremden sehr gut.

Am andern Morgen nahm dann der Fremde den Knaben zu sich in seinen Wagen, und mit in die Stadt, wohin er ebenfalls wollte, und setzte ihn vor Hanchens Hause ab. Der kleine Burchhard stürzte ins Haus, fragte mit klopfender Brust einen Ladendiener nach seiner Muhme, und hörte zu seinem großen Schrecken, daß sie mit ihrem Manne verreist sey.

Seine Verlegenheit stieg mit jeder Minute, er sah auf der Hausflur mit traurigen Blicken umher, und da man ihn nicht weiter um sein Begehr fragte, so verließ er endlich ängstlich das Haus. Er gieng einige Straßen auf und nieder, um zu überlegen, was er anfangen sollte. Da ihm nichts einfiel, so stiegen Thränen in sein Auge, bis endlich die bekannte Stimme des Fremden, der ihn hieher gebracht hatte, aus einem Fenster mit einem: „He da! Kleiner!" ihn aus seinem Schmerze weckte.

Er schlug seine nassen Augen zu dem Fremden in die Höh': „ha! ha!" rief dieser: „es ist nichts mit der Muhme. Nun komm herauf!" Ludwig gieng hinauf, stellte sich vor den Fremden hin, und fieng nun an, aufs neue zu weinen und von Zeit zu Zeit durch die Thränen den Fremden anzuschauen: „sie ist nicht hier!" sagte er endlich mit einer sehr klagenden Stimme, und schüttelte dazu traurig mit dem Kopfe. „Und was willst du nun machen?" fragte der Fremde: „beim Weinen kommt nichts heraus. Das laß vorerst und überlege mit

mit mir." Ludwig trocknete sich die Augen und sah den Fremden mit einem Blicke an, der deutlich sagte: „ich sehe keinen Ausweg und hoffe auf dich!"

Dieser lächelte, und auf einmal sagte er: „Höre, bleibe bei mir!" Ludwig blickte ihn starr und freudig an. Der Fremde fieng nun an, sich näher nach des Knaben Kenntnissen zu erkundigen, und es gieng ihm wie dem gutherzigen Yorick mit seinem Lafleur. Indeß hatte Ludwig schon von dem Zimmer einen Antheil in Besitz genommen, und einen Tisch und einen Stuhl mit ein Paar Hemden und seinem Hute belegt. Das Essen kam eben, der Fremde aß und ließ sich von Ludwigen allerlei kleine Handreichungen thun, und hieß ihn sodann auch essen. Nach Tisch nahm er ihn mit in seinen Wagen; sie fuhren vor Hanchens Hause vorüber. Ludwig zeigte auf das Haus und sagte betrübt: „nun werde ich sie wohl mein Tage nicht wiedersehen!" „Kann wohl seyn!" antwortete der Fremde, und Ludwigs Thränen flossen.

Nach einigen Tagen kamen sie beide in Hamburg an. Der Fremde war Faktor in einer großen Handlung, und was noch mehr sagen will, ein sehr redlicher Mann, er war ein Hypochondrist; also wenn er nicht auf Reisen war, viel auf seinem Zimmer. Er unterrichtete Ludwigen selbst im Buchhalten, und Ludwig arbeitete theils aus Langerweile, theils aus Gewohnheit zur Arbeit sehr fleißig. Und da er den Faktor überall auf seinen Reisen begleitete, und nun gleichsam sein Sekretär war, so erhielt Ludwig bald sehr praktische Kenntnisse im Buchhalten und im Handel. Ohne im Dienste eines Handlungshauses zu stehen, verstand er den Handel besser als mancher Buchhalter, die Jahre lang in einem Komtore gesessen und die Börse besucht hatten.

Wie Ludwig nun siebenzehn Jahr alt war, so empfahl ihn der Faktor seinem Herrn. Ludwig kam auf das Komtor. Sey ehrlich! sagte der Faktor zu ihm, da er Abschied von ihm nahm, und Ludwig lächelte über die Besorgniß seines Freundes. Er kam in das Haus, saß

Tage lang auf dem Komtor, rechnete, trieb Wechsel ein, zahlte aus, und brachte die Abende bei seinem hypochondrischen Freunde zu, statt daß seine Herren Kollegen Parthien de Plaisir machten.

Verschiedenemale hatte sich schon der Sohn im Hause an ihn gemacht, um von ihm kleine Summen zu erheben. Ludwig sagte: „erlauben Sie mir, erst meinen Prinzipal zu fragen, unter welchem Titel ich die Summe zu Buche tragen soll.“ Er sah den Sohn und die Tochter des Hauses häufig im Komtor mit einem andern Buchhalter kramen; er sah die schelen Blicke, die man ihm gab, und blieb ruhig. Er sah endlich, wie der Sohn mit Hülfe der Diener den Vater und die Handlung bestahl, und er gieng zu seinem Prinzipal und sagte ihm trocken: „Ihr Herr Sohn, Herr Bornhelm, betrügt Sie!“ es kam zu Untersuchungen: ein Handlungsdiener wurde weggejagt, und gegen Ludwig entstand ein Ungewitter im Hause von Madam und Familie, Dienern und Domestiken, dem er doch auf die Länge nicht widerstehen

konnte.

konnte. Er gieng zu dem Prinzipal. „Herr Bornhelm, man will mir nicht erlauben, ehrlich zu seyn.“ „Wer?“ fragte der Kaufmann. „Madame und Ihre Kinder!“ antwortete Burchhard: „ich sehe wohl, mit Ihrer Familie müssen Sie leben, und ich muß das Opfer seyn. Geben Sie mir meinen Abschied und empfehlen Sie mich einem andern Hause.“ „Sogleich, lieber Burchhard,“ rief der Kaufmann eifrig und schellte: „ruft Madam und meine Kinder!“ Man kam. „Höre, liebe Frau,“ fieng der Alte scheltend an: „gieb auf deine Kinder ein bischen mehr Acht! Sie machen mir da dem Burchhard Verdruß; und hört das von heute an nicht auf: so schicke ich da den Pflastertreter nach Amsterdam zu dem Schwager, und Mamsell geht aufs Land zur Tante. Ihr kennt sie beide, und mich dazu. Seht das als eine Wechselschuld an! Verfallt ihr, keine Frist! Gehen Sie hinunter, lieber Burchhard, ins Komtor.“

Das war ganz gut; allein diese Wechselschuld war bald verfallen. Man versuchte aufs neue, Burchharden zu verführen, dann neckte,

dann verfolgte man ihn. Er klagte aufs Neue: und beide sollten nach Wechselrecht behandelt werden; allein Burchhard schlug sich ins Mittel.

„Lieber Herr Bornhelm, lassen Sie mich gehen," sagte er: „die Stelle würde in Ihrem Hause unter mir brennen, wenn sie meinetwegen nur den kleinsten Theil von der Liebe Ihrer Kinder verlieren sollten." Er bestand hierauf so fest, daß ihm Bornhelm seinen Abschied geben mußte; und er verließ das Haus, und zog zu seinem alten Freunde, der ihn mit einem Bravo! empfieng.

Die kleine Geschichte machte Aufsehen. Man sprach drei Tage hindurch von nichts, als von dem ehrlichen Burchhard, und ein alter Kaufmann nahm ihn auf sein Komtor. Nach einigen Jahren war Burchhard des Alten Liebling, aber wiederum der gehaßteste und verfolgteste Feind der Uebrigen im Hause. Die bittersten Kränkungen aller Art folgten ihm auch hieher. Er versuchte durch Dienstleistungen diese Menschen zu gewinnen; vergebens: denn er

konnte sich nie überwinden, seinen Herrn betrügen zu helfen.

„Ihnen ist hier nicht wohl, Burchhard!“ sagte der alte Redliche eines Tages zu ihm: ich habe Ihre Geduld bewundert, und noch mehr Ihre ausdauernde Redlichkeit! Jetzt will ich Sie den Verfolgungen entziehn.“ Er machte ihn zu seinem reisenden Faktor. Burchhard machte jetzt Reisen nach Holland, England, Frankreich und Spanien: seine Thätigkeit, seine gränzenlose Redlichkeit gab der Handlung seines Herrn einen solchen Schwung, daß ihm sein Herr den Beinamen: mein Peru! gab; aber ihn auch nach Würden belohnte. Burchhard fieng an, ein reicher Mann zu werden. Ihm geschahen von vielen Handlungshäusern sehr beträchtliche Vorschläge, und er blieb seinem Herrn getreu. So flog Burchhard beständig von Süden nach Westen, von Norden nach Süden, sprach alle europäische Sprachen, kannte alle Handelsverbindungen, und fand, daß der Mensch überall Mensch ist. Tausende hatte er sich verbindlich gemacht; manchen Unglücklichen gerettet; man=

chem Sinkenden wieder empor geholfen, und fast überall war es sein Schicksal, Undankbaren geholfen zu haben.

Er verachtete die Menschen, ohne hart gegen sie zu seyn. „Man muß gutes thun," sagte er lächelnd zu seinem Herrn, „um glücklich zu seyn. Die Menschen verdienen es nicht, daß man um ihrentwillen nur einen Finger hebt." Sein Herr nickte mit dem Kopfe: er hatte ähnliche Erfahrungen gemacht.

Burchhards Vermögen war jetzt so groß, daß er eine eigne Handlung etabliren konnte; allein er wollte sich nicht von seinem Herrn trennen, und beide assoziirten sich. Nun durchflog Burchhard die Welt, theils seiner Geschäfte wegen, theils aus Gewohnheit zu reisen. Er war in Batavia zu Hause, wie in Verakruz, und da wie in Kairo. Die wenigen Vorurtheile, die er aus seiner Vaterstadt mitgebracht hatte, waren schon in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Hamburg verschwunden, weil er sie nicht nähren konnte. Nun hatte er bald unter diesem Volke, bald unter jenem gelebt; er hatte die

tausenderlei Gewohnheiten und Sitten der Völker gesehen, ohne je Zeit zu haben, sich selbst an eine zu gewöhnen: ein Vorurtheil wurde von einem andern ausgetrieben; ein Irrthum machte den andern lächerlich: so wurde er unter den tausend Völkern, die er kennen lernte, Mensch, weil er nicht lange genug in einem Lande blieb, um Europäer, Asiat oder Amerikaner zu werden. Er hatte unter Heiden und Christen gelebt, überall viel Schurken und wenig ehrliche Leute gefunden: das hatte ihn im Allgemeinen sehr tolerant gemacht. Sein Charakter war fest und eisern geworden, ohne eigensinnig zu seyn. Ein wenig rauh war er; man schob es auf seine Seereisen: er selbst nannte es Ehrlichkeit. Tausend Eigenheiten hatte er an sich; allein seine Eigenheiten waren so vernünftig, daß er die, welche ihn genau kannten, davon bald überzeugte; und die, welche er nicht überzeugen konnte, waren ihm höchst gleichgültig. „Die Vernunft,“ sagte er, „ist auf der ganzen Erde zu Hause: jedes Volk hat seinen Antheil daran; die Kunst besteht nur darin, die

Theilchen Vernunft bei jeder Nation aufzufinden, und sie für sich zusammen zu setzen."

So war Herr Burchhard vierzig Jahr alt geworden; sein Handlungskompagnon starb und Burchhard hatte nach der Theilung ein ungeheures Vermögen. Seine Reisen mußten nun natürlich aufhören: diesen interessanten Theil seiner Handlung einem andern anzuvertrauen, konnte ihm nicht beifallen, und allein in Hamburg zu handeln, war ihm lästig. Er gab die Handlung auf, und beschloß in Hamburg ruhig zu leben.

Von ohngefähr fielen ihm einmal, da er seinen Geldbeutel ausschüttete, Hanchens zwei Speciesthalet in die Augen. Er hatte sie vielleicht tausendmal gesehen und nicht an Hanchen gedacht. Jetzt dachte er bey den Thalern an Hanchen: er schlug die Arme über einander, saß so eine halbe Stunde, schellte, ließ seinen Reisewagen anspannen, packte eine große Summe Geld und ein Taschenbuch voll Banknoten ein, und fuhr nun gerades Weges nach der Stadt, wo Hanchen wohnte. Er kam nach einigen Ta-

gen an, hielt vor Hanchens Hause, stieg aus, fragte nach ihr, und hörte, daß ihr Mann fallirt habe, gestorben sey, und daß Hanchen jetzt wieder in ihrer Vaterstadt in ärmlichen Umständen lebe. „So?" sagte er: „das ist mir lieb!" runzelte die Stirn, nahm frische Pferde und kam gegen Abend vor seiner Vaterstadt an.

Bei dem ersten Erkennen der Gegend stieg er aus, und ließ seinen Wagen voraus in ein bestimmtes Wirthshaus fahren, und er gieng langsam den Weg nach der Stadt. Immer heller und freundlicher wurde es in Burchhards Seele, wie er die tausend Gegenstände aus seiner Jugend wieder erkannte. Endlich trat er in das Thor. Eine Aengstlichkeit ergriff ihn jetzt, als ob er in eins von seinen sieben Tischhäusern zurückkehren sollte. Er zog den runden Hut in die Augen, und gieng schnell und in tiefen Gedanken vorwärts. Auf einmal befand er sich auf den Stufen vor dem Häuschen, wo seine Mutter gewohnt hatte. Mechanisch hatten ihn seine Füße hieher gebracht. Er betrachtete die Thüre, er öffnete sie lächelnd; der Klang der

Thürglocke erfüllte ihn mit einer reinen Freude: es war wie die vertraute bekannte Stimme eines alten Freundes. Er bewegte die Glocke noch einmal mit seinem Rohre. Die Stubenthüre öffnete sich, und ein junges hübsches Mädchen sah heraus und fragte: „wer ist da?"

„Ich!" antwortete Burchhard, als ob man ihn schon kennen müßte: und er trat in das Zimmer, und sah eine runde für ihr Alter noch ganz hübsche Frau, wahrscheinlich die Mutter des Mädchens, am Tische sitzen und einen Eierkuchen verzehren. Die Frau kam ihm entgegen, und Burchhard lächelte. „Verzeihen Sie, Madam," sagte er, „daß ich so geradezu gehe. Dieses Haus, dieses Zimmer ist mir so theuer." Er sah mit schnellen Blicken umher, erkannte die wachstuchene Tapete und den großen Ofen noch. Er lächelte sehr freundlich. „Das war mein Sitz immer!" sagte er jetzt und setzte sich in die Ecke eines Fensters. Die beiden Frauenzimmer standen mit einem ängstlichen Erstaunen noch immer da, wo sie bei seinem Empfang standen, und sahen sich einander an.

„Sie erstaunen, liebes Mütterchen,“ fieng Burchhard an, „über mein Betragen; allein ich habe noch eine Bitte, über die Sie noch mehr erstaunen werden: lassen Sie mich heute Abend hier essen! allein dies ist mein Sitz!“ er schob sich einen Stuhl zwischen Mutter und Tochter. Mutter und Tochter wurden ängstlicher, und die Tochter retirirte sich halb hinter die Mutter. „Aber wer sind Sie?“ fragte die Mutter ein wenig verdrießlich.

„In diesem Hause bin ich geboren; vielleicht kennen Sie meinen Namen, Burchhard.“

„Doch nicht Ludchen?“ hob die Mutter mit einer dringenden Freude an.

„Ja, bei Gott! Ludchen! ja, so heiße ich! Wie kennen Sie mich?“ sagte Burchhard eben so dringend.

„Mein Gott! Sie kennen mich nicht, Herr Vetter; ich bin Hanchen Baumbachs.“

„Hanchen?“ rief Burchhard mit funkelnden Augen, aus denen das Entzücken und die Liebe hervorströmten; „Hanchen? Sie? Sie? um Gotteswillen, die Hanchen, die mir“ — er

zog seine Börse hervor, und hielt sie in der zitternden Hand — „die beiden Thaler gab? Ich habe sie noch, die beiden Thaler! und das sind Sie? Nun Gottlob! und das da ist Ihre Tochter? nun Gottlob!“ und nun schloß er das Weib in die Arme und küßte mit Innigkeit ihre Lippen, und rief, mit einem Strome von Gutherzigkeit in seinen Blicken, dazwischen: „Ich weiß, Sie sind arm; aber von jetzt an sind Sie reich, so reich Sie wollen.“ Die Mutter wickelte sich endlich aus seinen Armen, und nun kam es denn zu Erörterungen über beider Schicksal.

„Hören Sie,“ sagte Burchhard nach einem Schweigen von ein Paar Minuten, „hören Sie, Muhme Hanchen: man trifft so selten Menschen, die man liebt, und Sie lieb ich so von Herzen; hören Sie, werden Sie meine Frau!“ Die Muhme lachte und meinte, daß der Herr Vetter nicht gescheut sey. „Was, nicht gescheut?“ sagte Burchhard: „ich bin ein vierziger, Sie sind nahe an funfzig: in den Jahren, Muhme, kann die Dankbarkeit wohl eine Heirath schließen.“ — — „Nein, Herr Vetter; ich habe

meinem seligen Manne eine ewige Wittwenschaft gelobt.“ — „Possen, Muhme; was geht eine Hand voll Erde Ihr Heirathen an?

„Nein, Herr Vetter, daraus wird nichts! Sehen Sie, wie meine Tochter schon lacht. Ich bin eine alte Frau!“ Die Tochter lachte wirklich ein wenig.

„Also, es wird nichts daraus; ist das Ernst, Frau Muhme?“ Sie gab ihm die Hand darauf. Burchhard fuhr fort. „Nun, so hören Sie, so geben Sie mir da Ihre Tochter, wenn die Kleine mich will.“ Die Tochter erröthete über und über, die Mutter lächelte: „aber Herr Vetter, Sie kennen ja mein Hanchen nicht?“

„Ich will sie schon kennen lernen, wenn sie meine Frau ist, und die Tochter einer guten Mutter kann nicht böse seyn. Nun?“

„Ich hätte nichts dagegen, lieber Vetter; aber“ —

„Da ist was zu abern! (Er wendete sich an die Tochter.) Hören Sie, Hanchen! Ich bin ein sehr ehrlicher, redlicher Mann, der seinem Feinde nichts Leides thun kann; ich glaube

auch, daß ich meinen Kopf auf der rechten Stelle habe; ich bin gesund wie ein Fisch; mein Gesicht kennen Sie, und dies ist meine Gestalt!" Er drehte sich langsam vor Hanchen herum. Hanschen sah ihn verstohlen an. „Ich habe Vermögen, um Sie reichlich zu ernähren. Nun kennen Sie mich: das übrige sind Possen. Wollen Sie meine Frau werden?"

Hanchen antwortete kein Sterbenswort. „Nun, zum Henker, ja oder nein! oder soll ich noch warten? Na? wie?"

„Noch warten! stammelte das arme Mädchen.

„Noch warten also?" sagte Burchhard, und setzte sich zu ihr auf einen Stuhl. „Höre, liebes Kind, worauf warten? klüger werde ich in vier Wochen nicht, besser auch nicht, gesunder auch nicht, jünger und hübscher gar nicht! worauf also warten? Kind, hast du vielleicht einen Liebhaber, so sprich! so geb ich dir eine Aussteuer, zehntausend Thaler, oder zwanzig, und dann muß mich deine Mutter heirathen; denn eine von Euch beiden soll! Hast du einen Liebhaber?"

„Nein, wahrhaftig nicht!"

„Nun, so sprich doch endlich ja!"

„Aber, Herr Vetter, man muß doch einige Tage Zeit haben. Wie sieht denn das aus? Alle Menschen, Herr Vetter, überlegen doch das ein vierzehn Tage."

„Ho! ho! liebe Muhme; das ist nicht wahr! Zum Exempel, die Irokesen, die Paraguays, die Brasilianer, die Beduinen und hundert andere Völker, die würden in dieser Zeit schon Verlobung, Hochzeit und den ganzen Plunder gefeiert haben, und ich bin noch nicht am Jawort. Willst du mich, ja! die Fackel ausgelöscht, und sie sind Frau und Mann. So gehts da, und so ists recht! das übrige sind Possen. Nun, Hanchen, willst du mich?"

Nach einigem Zögern, Weigern und Abern kam denn endlich Ja aus Hanchens Lippen hervor. Burchhard zog seine Börse, suchte; Mutter und Tochter sahen einem reichen Ringe entgegen, und Hanchen erhielt einen Speciesthaler mit den Worten von Burchhard: „Was mir das Schätzbarste auf Erden ist, theile ich

mit dir, Hanchen, so wie ich künftig alles mit dir theilen werde." Er schloß die Mutter in seine Arme, dann die Braut. „Morgen mehr!" rief er: „gute Nacht!" Er gieng und ließ Mutter und Tochter mit offnem Munde da sitzen, als ob ein Gespenst bei ihnen erschienen und verschwunden wäre.

Burchhard gieng in das Wirthshaus und erkundigte sich bei dem Wirthe, ob nicht in der Stadt ein großes und bequemes Haus zum Verkauf sey, und hörte, nein! aber wohl, daß ganz nahe an der Vorstadt ein beträchtliches Landgut mit einem schönen Wohnhause feil sey. Burchhard kannte es. Am frühen Morgen gieng er, besah das Gut, kaufte und bezahlte es, und war mit diesem Geschäft, weil er einige hundert Thaler nicht achtete, um Nachmittag fertig. Die Meubles für einige Zimmer kaufte er zugleich mit, und um sechs Uhr Abends hatte er von dem Gute schon Posseß genommen, ließ schon die Meubles durch seine Domestiken in einigen Zimmern ordnen,

während man aus andern Zimmern noch immer ausräumte.

Burchhard gieng zum Prediger. „Ganz kurz, Herr Pfarrer; ich bin Herr des Gutes, folglich Patron der Pfarre. Ich möchte heute noch getraut werden. Geht das? Geld dabei achten Sie nicht.“

Der Prediger entschloß sich nach einigen Weigerungen, die Burchhard durch wichtige Gründe hob. Burchhard gieng in die Stadt nach Baumbachs. Sein Wagen folgte ihm auf dem Fuße nach. Er faßte Mutter und Tochter unter den Arm, zog sie mit den Worten: „Kommt doch einmal, Kinderchen,“ zum Hause hinaus! schob sie mit Hülfe seines Domestiken in den Wagen, sprang selbst hinein. Der Wagen rollte fort, hielt, Burchhard sagte: „nun kommt, Kinderchen! wir sind da!“ Er half Mutter und Tochter aus dem Wagen, die vor Erstaunen noch nichts als Ausrufungen gesagt hatten. die Mutter zupfte hundertmal im Wagen an ihrer Hauskleidung, und eben so oft sagte sie: „Herr Gott, Herr Vetter!“ Hanchen,

die sich denn doch auf die Ankunft des Herrn Bräutigams ein wenig geputzt hatte, sah ihre Mutter an, dann Herrn Burchhard, und fragte: „wohin fahren wir denn?“ und Burchhard saß ruhig da und antwortete: „seyd ruhig, Kinderchen.“

Er führte sie eine hohe Treppe vor einem schönen Hause hinauf; ein Domestik öfnete die Thüre, Burchhard gieng durch einen Saal; die Mutter sagte: „wenn ich nur eine Salloppe hätte!“ Eine zweite Thür öffnete sich, da stand ein Prediger im Ornat, ein Buch in der Hand; Burchhard ergriff Hanchens Hand, führte sie vor den Prediger. Der Prediger las; Burchhard sagte deutlich ja! Hanchen vor lauter Angst ebenfalls. Sie waren getraut. Der Prediger machte einen tiefen Bückling, Burchhard küßte Hanchen, und sagte der Mutter: „nun Mütterchen, besinnen Sie sich einmal, wie man das alles hätte machen können!“

„Ja, du mein Gott, Herr Vetter, was aber die Leute sagen werden!“

„Das

„Das haben wir nun Zeit zu überlegen; wenigstens wollen wir hier nicht viel davon hören.“ Man aß, man trank, die Mutter dachte immer daran, daß Hanchen keinen Kranz aufgehabt hätte, und Hanchen wußte selbst nicht, wie ihr geschehen war. Burchhard erzählte dem Prediger, der von der Aengstlichkeit der Mutter doch ein wenig angesteckt war, die Hochzeitsgebräuche der verschiedenen Völker auf der Erdkugel. Es schlug zehn. Der Prediger gieng. Burchhard führte Mutter und Tochter auf ein anderes Zimmer; hier fand die Mutter ihre Nachtkleider. Er sagte trocken: „gute Nacht, Mutter!“ nahm Hanchen untern Arm, verschwand, und am andern Morgen, da die Mutter ihre nächtlichen Besorgnisse über die Reden der Leute sehr ängstlich wiederholte, meinte Hanchen doch einmal, man müßte sich an die Menschen nicht kehren, und Burchhard schloß sie dafür in die Arme: „recht Hanchen! recht! an die Reden der Leute nicht; aber hier“ — er zeigte auf seine Brust — „die Stimme, die hier wohnt, Hanchen, die höre; oder frag dich

bei jeder Handlung, was wird die Stimme sagen?" —

Mutter und Tochter wußten noch nicht eigentlich, wo sie waren; aber wie groß war ihre Freude, wie sehr übertroffen der Mutter weiteste Hoffnung, da sie hörte, daß sie auf dem Gute ihrer Tochter, daß ihre Tochter Frau von ein Paar Dörfern, und ihr Schwiegersohn Herr von ein Paar Hundert Bauern war, und wie sehr bedauerte sie es jetzt, ob sie gleich nichts mehr davon verlautbarte, daß ihr durch die schnelle Heirath die Gelegenheit so ganz entgangen war, den Reichthum ihres Schwiegersohns in einer ungeheuren Hochzeitsgasterei zu zeigen, und was noch schlimmer war, so sah sie nach einigen Wochen wohl ein, daß hier nichts mehr nachzuholen sey; denn so oft sie auch ihren Sohn ermahnte, doch ihrer Familie eine Fete zu geben, und sich auf die ganze Welt berief, die es so machte, und obgleich auch Burchhard diesesmal zugestand, daß es die ganze Welt so machte: so war er doch auf keine Weise dahin zu bringen, nur einen Men-

schen einzuladen: „denn,“ sagte er, „in diesem Punkte ist die ganze Welt unvernünftig.“

So oft ein Wagen aus Hamburg mit allem, was zur Pracht und Bequemlichkeit dient, ankam; so oft ein neues Zimmer wieder ausmöblirt war; und Burchhard liebte die Pracht und besonders die Bequemlichkeit, so that Mütterchen die Frage: „aber, Herr Sohn, wozu soll das? wir haben ja doch nie Fremde!“ Und Burchhard antwortete allemal richtig: „das soll für mich, für Hanchen, für Sie, und für jeden, der zu mir kommt!“ Und wer zu ihm kam, das waren leider nur der Prediger des Orts und der Schulze aus dem Dorfe.

Herr Burchhard hatte zwar seine Verwandten besucht; allein theils hatte man es übel genommen, daß sie von Hanchens Hochzeit nichts erfahren hätten; theils wußten sie nicht, was sie aus dem Manne machen sollten, der in einem leinenen Kleide, mit einem runden Hute und halben Matrosenstiefeln zu ihnen kam; sich setzte ohne genöthigt zu seyn; und weggieng ohne zu bitten ihn zu besuchen. Das

ist ein Flegel, der Burchhard: rief gewiß jedesmal eine Stimme aus der Familie, wenn Burchhard das Zimmer verlassen hatte. Indeß war man doch so neugierig geworden, seine Wirthschaft näher kennen zu lernen, und der Vornehmste aus der Familie, der Stadtburgemeister, konnte den Bitten seiner neugierigen Frau und Tochter nicht länger widerstehen, und mußte schlechterdings mit ihnen an einem schönen Morgen hinausfahren. Mutter und Tochter hatten sich wie Bräute geschmückt, um auf allen Fall dem reichen Burchhard die Wage zu halten; der Herr Burgemeister hatte seinen Rock mit goldenen Balletten anziehen müssen, und so kamen sie vor Ellbergen an. Sie fanden Burchharden unten vor dem Hause bei einem Haufen Arbeiter, die nach seiner Angabe ein Bowling-green verfertigten.

Willkommen! willkommen! sagte Burchhard und hob die geputzte Familie aus dem Wagen: meine Frau ist im Garten; wollen wir dahin gehen? Burchhard gieng neben der Frau Burgemeisterin her und redete von den heitern

Tagen des Frühlings, und nicht ein Wort von dem Vergnügen, sie zu sehen. Hanchen saß in einer Laube und nähete. Ein heitres Lächeln stieg in der fremden Damen Gesicht, da Hanchen, einfach gekleidet, ihnen entgegen kam. Der Stoff von Mutter und Tochter rauschte noch einmal so stark bei dem Musselinkleide Hanchens.

Aber wie sank dieser Triumph, da auf einmal zwei Domestiken auf großen silbernen Platten Chokolate in silbernen Kannen, Thee in dem allerfeinsten Porzelán, und Limonade in Kristal auftrugen!

Madam Baumbach, Burchhards Schwiegermutter, war eine brave, sehr brave Frau, einige kleine kleinstädtische Fehler abgerechnet. Sie war von ihren Verwandten nach ihres Mannes Tode zurückgesetzt; was war natürlicher, als daß sie den brennenden Wunsch hegte, nicht sich durch Verachtung zu rächen: dazu war sie zu gut; sondern ihren jetzigen glänzenden Zustand ihren Verwandten recht sichtbar zu machen. Sie sah die stolze Familie aussteis

gen, und in den Garten gehen. Ohne sich Zeit zu lassen, sich anzuziehen, flog sie in die Küche, befahl Chokolate, Thee und Limonade, und bestellte eine große Menge Schüsseln auf allen Fall für den Mittag. Sonst trug man das Frühstück auf einer großen Kupferplatte auf. Heute nahm sie zwei große silberne Präsentirteller, und die großen silbernen Kannen, und sandte sie in den Garten. Sie hatte sehr richtig aus den prächtigen Kleidern ihrer Verwandten auf ihre Absicht geschlossen, und wollte den Sieg gewinnen. Das gelang.

Zwar hob die Frau Burgemeisterin an, von den stoffenen Kleidern zu reden. Hanchen fand sie sehr schön, und ein triumphirendes Lächeln hob sich wieder in dem Gesichte der Damen.

Ja, er ist sehr theuer! sagte die Dame und befühlte ihn.

Dagegen hab ich nichts, sagte Burchhard: aber wie man im Sommer, und bei einer Fahrt aufs Land so ein schweres Zeug tragen kann, das begreife ich nicht, und wenn ich auch alle meine Sinne zusammen nehme. — Ei, nun ja

für manche Leute, aber unsereins muß sich doch standesmäßig kleiden! Und standesmäßig schwitzen! sagte Burchhard, und sah den Herrn Burgemeister an, der unter der Last seines Kleides beinah erlag, und sich mit einem buntseidenem Tuche die Schweisperlen abwischte. Es wurde den Damen zu warm im Garten, und man gieng in das Haus. Immer gelber wurde die Farbe der gelben Frau Burgemeisterin bei jedem Zimmer, das sie sah. Man führte sie auf den Sommersaal, der nach indischem Geschmack möblirt war, und durch Zugluft, die ganz unmerklich in einem obern Zimmer spielte, kühl erhalten wurde.

Man besah das ganze Haus, und der Muth der Frau Burgemeisterin, den ihr stoffenes Kleid hervorgebracht hatte, sank ganz und gar, da Hanchens Mutter eine Thür mit den Worten öffnete: das sind die Winterzimmer! und die Frau Burgemeisterin auf einmal ein Zimmer vor sich sah, dessen Tapeten, Stuhlbeschlag und Garnirung Atlaß und Stoff war, der den ihrigen an Kostbarkeit weit übertraf.

Den Stoff hat mein Sohn aus — ich weiß nicht — glaub ich — aus Indien, ja aus Lyon mitgebracht.

So? antwortete die Dame und fand, daß es Zeit sey, nach Hause zu fahren.

Während Madam Baumbach durch den Stoff die Frau Burgemeisterin in dem Winterzimmer zu ihrer unversöhnlichen Feindin machte, machte Burchhard den Herrn Burgemeister mit einer Flasche Wein auf dem Sommersaale zu seinem innigsten Freunde. Der Burgemeister war ein gutartiger Mann, der, wenn Mutter und Tochter nicht gewesen wären, aus nichts Arges hatte. Er schwatzte mit Burchhard, und fand am Ende, daß der Mann nicht so übel war, und er gestand sich sogar, daß diese Zwanglosigkeit in seinem Hause gar nicht unbequem sey. Burchhard trank eine Flasche Wein mit dem dicken Herrn, und that ihm den Vorschlag, seinen schweren Rock, nebst Perücke abzulegen, einen leichten Schlafrock von ihm anzuziehen, eine Schlafmütze aufzusetzen, und so seinen Garten mit ihm zu besehn. Das geschah nach einigen

Weigerungen: beide Herren verschwanden im Garten, und der Burgemeister schüttelte ganz vertraulich Herrn Burchhards Hand, nannte ihn einmal übers andre mon ami, und rauchte eine Pfeife Knaster nach der andern. Die Damen kamen in den Saal zurück, fanden statt des Herrn Burgemeisters nur seinen Rock und Perücke, und riethen nach der Ursach davon umher, die dann Hanchen zum großen Verdruß der Dame angab, weil sie aus dem Fenster den Herrn im Schlafrock erblickte. Man sandte einen Bedienten ab, die beiden Herrn herauf zu schaffen, und ein wüthender Blick empfieng den Herrn im Schlafrock. Die Dame war so ungeschliffen, des Herrn Gemahls Ungeschliffenheit zu entschuldigen; und Herr Burchhard, der das nicht recht gehört hatte, bot ihr auf einmal statt ihres Stoffkleides ein seidenes Kleid von Hanchen an; denn, setzte er hinzu, wir gehen nach Tisch noch ein wenig.

Die Dame verbat das Hierbleiben; allein Herr Burchhard berief sich auf die Lust des Burgemeisters, bei ihm zu bleiben; der Wagen

war schon weggesandt, und so — mußten sie sich ergeben.

So wie Madam Baumbach das hörte, so funkelten ihre Augen vor Freude: es war nun das erstemal, daß sie traktiren konnte. Sie lief sogleich in die Küche und bestellte noch einmal fünf Schüsseln zu den dreien, die Burchhard beständig aß, schloß die Silberschränke auf, besorgte den Tisch, und belud ihn mit allem dem Silber, das nur schicklich aufgesetzt werden konnte. Von ohngefähr trat Burchhard in das Eßzimmer! er übersah mit einem Blick den Tisch, und fragte: Wilhelm, bist du ein Narr? Was sollen die Leuchter bei hellem lichten Tage auf dem Tische? — Beschämt griff Madam Baumbach nach den großen silbernen Leuchtern: sie hatte sie im Taumel der Freude mit aufgesetzt. Wilhelm lachte: Burchhard trat näher zum Tische, und sagte trocken: wollen Sie mir wohl einmal sagen, Mama, wohin Sie die Suppenschale setzen wollen? — Hier, Herr Sohn, sagte Mama freundlich. Und wahrscheinlich soll ich über dem Tische in

Seilen schweben, um vorlegen zu können. Man kann sich ja vor Silber nicht rühren! Wollen Sie nicht alle alte Schuhschnallen und ein Paar silberne Degen und Bussolen mit aufsetzen? Ich bin ja kein Goldschmidt, um aus meinem Tische eine Silberbude zu machen! Bei den Worten reichte er Wilhelm den größten Theil des Silberzeugs zum Wegtragen hin; und Madam sah mit traurigen Blicken ihrem Schatze nach.

Der Schulze, Herr Sohn, wird doch heute hier nicht essen? Burchhard sah sie groß an. Warum nicht? Sie wissen ja, das heute Gerichtstag ist. — Ich dächte, da der Burgemeister — Ey was! sie sind beide Burgemeister. Hören Sie, Mama, ich bin der Fürst in meinem Hause, und — der Schulze ißt mit. — Ja, aber doch die ganze Welt. — — Poz tausend, die Welt, von der Sie nicht mehr gesehen haben, als ein Stück wie ein holländischer Käse groß. Wie groß ist denn die Welt, Mama? Lassen Sie, lassen Sie das!

Mama lief in die Küche, und brummte: meinetwegen mag er von irdenem Zeug essen. Soll geschehen! rief Herr Burchhard: weil es den beiden Damen so besser schmecken wird. Er ließ aus Gutherzigkeit das Porzelän abnehmen, und Fayanze aufsetzen, und gieng zur Gesellschaft.

Er fand den Burgemeister im Saal allein, und Hanchen besah mit ihren Gästen noch einige indische Zeuge in dem Nebenzimmer. Burchhard trat auch hinein. Das ist ein köstliches Muster! sagte eben die Tochter mit einer habsüchtigen Mine, von einem Stück Kattun. Das ist mir lieb, Mühmchen, sagte Burchhard: denn eben dieses Stück hab ich für Sie aus Indien mitgebracht. Auf einmal glätteten sich alle krause Falten auf den Gesichtern von Mutter und Tochter. Ein langer komplimentenreicher Dank hob an, und Burchhard war wieder im Saale bei dem Burgemeister. Man läutete, Burchhard öffnete die Thür und sagte: die Suppe ist da, wenn Sie mir folgen wollen!

Man kam im Eßzimmer an: die Frau Burgermeisterin warf einen Blick auf den Schulzen, der im Eßzimmer stand, zählte dann die Kouverts, fand sieben Kouverts und sieben Personen und wurde blaß und roth. Madam Baumbach sah ebenfalls auf den Tisch, sah das Porzelän verschwunden, und statt dessen Fayanze, und wurde blaß und roth. Burchhard setzte sich, man setzte sich, der Schulze an Burchhards Seite. Eine große Porzelänene Terrine zwischen der Fayanze. Die fremde Dame betrachtete die Terrine, dann die Teller und lächelte, und trieb mit ihrem Lächeln den Angstschweis aus Madam Baumbachs Stirn. Doch fand diese Gelegenheit, die Geschichte von dem abgenommenen Porzellän etwas verschönert zu erzählen. Die Suppe war gegessen, und ein Stück Rindfleisch ersetzte ihre Stelle. Delikat! rief der Burgemeister und Madam Baumbach vergaß ihr Unglück. Eine Schüssel Karpfen nahm nun die Stelle des Rindfleisches ein. Delikat! rief der Burgemeister wieder, und Madame Baumbach kützelte sich schon mit

der Pastete, und mit noch vier andern Schüsseln, die noch folgen sollten. Wie der Domestik die ersten Teller wechselte, stand Madam Baumbach auf, um hinab zu gehen, und beim Auflegen der Pastete selbst gegenwärtig zu seyn. Das Dessert! rief Herr Burchhard, der nach diesen drei Schüsseln nichts mehr erwartete, dem Bedienten zu. Der Bediente hustete. Das Dessert! rief Herr Burchhard noch einmal, und runzelte die Stirn. Da standen zwei Torten, Obst, Butter und Käse, Rosinen und Mandeln auf dem Tische. Die Torten waren trenschirt, herumgegeben, man aß, die Thüre öffnete sich; Madame Baumbach trat eben mit einem lächelnden Gesicht herein. Todtenbleich wurde ihr Gesicht, wie sie einen Blick auf den Tisch warf. Um Gotteswillen, Herr Sohn essen Sie die Torten nicht! rief sie mit einer unendlich ängstlichen Stimme. Burchhard legte den Bissen, den er eben in den Mund bringen wollte, wieder nieder, und fragte: ist die Torte vergiftet? Der Burgemeister wurde blaß, seine Frau sprang auf. Herr Jesus rief! die Toch-

ter und Hanchen. Was ist denn mit der verdammten Torte, Mama? fragte Burchhard. Wir sind ja noch nicht so weit! sagte Mama in einem beissenden Tone. — Noch nicht? sehen Sie doch umher, die Torten sind ja schon halb verzehrt! Meinetwegen, rief sie in vollem Grimme: so mögen die Leute die Pasteten und andern Gerichte essen! — Sind denn noch welche da? fragte Burchhard lächelnd. Nun, Wilhelm, hast Du's gehört? Mama will, Ihr sollt das essen, was noch da ist.

Der Burgemeister vergaß den Verlust der übrigen Schüsseln bei einer Flasche Ungar. Frau und Tochter hatten eine Freude an diesem Versehen; denn sie hatten zu erzählen, und so gieng der Mittag dahin. Nach Tisch war denn kein Haltens mehr. Sie fuhren ab, und seit dieser Zeit hieß Burchhard in der Stadt ein Narr, ein schlechter Kerl, ohne alle Lebensart, der mit den Bauern in der Schenke tränke, und vor Geiz immer die Hälfte des Essens vom Tisch zurück tragen

ließe, und was die Verläumdung noch alles aus dieser kleinen Begebenheit machen konnte.

Trotz diesem Gerede würde er indessen dennoch von seiner Familie andere Besuche erhalten haben; denn man munkelte auch von Indischen Zeugen, die Burchhard verschenkte, wenn nicht noch eine kleine Begebenheit vorgefallen wäre, die Burchharden und seine Familie völlig aus dem vornehmen Zirkel ausschloß.

Am Ende der Vorstadt, dicht an seinem Gute, so daß die Gärten zusammen stießen, lebte eine reiche Witwe, Madame Seeburg, die eine weitläuftige Verwandte, ein sehr hübsches Mädchen, zu ihrer Gesellschaft bei sich hatte. Dieses Mädchen verschwand auf einmal, und der Verdacht der Entführung oder Verführung fiel auf einen jungen windigen Kerl, der sich in dieses Haus und in das Herz des Mädchens eingenistet hatte. Madam Seeburg kam selbst zu Burchhards und bat um einen Reitknecht, die Unglückliche zu verfolgen, und erhielt nicht allein den, sondern auch das Interesse

teresse Burchhards für das Mädchen. Der Reitknecht brachte die Nachricht, daß die Entflohenen den Weg nach Hamburg mit der Post genommen hätten. Burchhard wollte ohnehin selbst bald nach Hamburg: er nahm Extra, fuhr Tag und Nacht, kam in Hamburg an, und erfuhr durch seine vielen Bekannten sehr bald das Schicksal des armen Mädchens. Sie war mit ihrem Verführer ohne ihr Wissen in einem lüderlichen Hause. Burchhard gieng in das Haus, durchsuchte mit Hülfe einer Gerichtsperson das Haus, fand Mamsell in einem Kleiderschranke, und nahm sie mit in seine Wohnung.

Das arme Mädchen zerfloß in Thränen; sie glaubte noch immer, das man sie nur aus den Armen ihres Geliebten reißen wollte; sie kannte das Haus nicht, wohin sie verkauft war. Burchhard stand vor ihr. Nun Mamsell, sind Sie fertig mit weinen? ich habe Ihnen etwas zu sagen. Das Mädchen fieng an noch heftiger zu schluchzen. Hören Sie, Kleine, Sie sollen Ihren Willen haben. Nur, se-

hen Sie! das Bordel, woraus ich Sie geholt habe, gehört zu den allergemeinsten, und Sie sind hübsch genug, in einem vornehmen Bordel Hure zu werden. Die Thränen des Mädchens standen; eine hohe Röthe goß sich auf ihre Wangen. Um Gotteswillen; wie? Bordel? Herr Burchhard bewieß es aus dem Verhaftsbefehl, und dem Mädchen selbst fielen jetzt Umstände auf, die es ihr gewiß machten, sie sey in einem solchen Hause gewesen.

Jetzt kostete es Burchharden nicht viel Mühe, das arme Mädchen zu einer Rückreise mit ihm zu bereden. Er versprach das allerheiligste Stillschweigen, und das Mädchen umarmte seine Knie. Sie kamen wieder zu Hause an; allein mit ihnen auch das Gerücht ihrer Begebenheit. Burchhard erfuhr es, doch nur das, was das Mädchen betraf; er wollte das Gerücht niederdrücken, und er fuhr mit seiner Frau und dem Mädchen öffentlich und langsam durch die Stadt, und das Gerücht hob sich noch höher empor. Burchhard, hieß es: hätte das Mädchen in ein Bordel verkauft,

um sie zu verführen; und nun da sie kirre sey, habe er sie wieder zurück gebracht; seine dumme Gans von Frau merke nichts, und — man müsse sich schämen sich seinem Hause zu nähern, zu dessen Umgange Bordelhuren gehörten.

Louise weinte vor Aerger und Schaam, wie sie es endlich hörte; die Mutter schimpfte auf die Leute, auf Burchhard und das Mädchen, und Burchhard sagte ärgerlich: so hole der Henker die Menschen, die nicht leiden können, daß man ein ehrliches Mädchen aus des Teufels Klauen rettet! Er schlug zwanzig Louisd'or in ein Papier, sandte es an die Hauptkirche für den Prediger, mit dem Ersuchen, doch folgenden Sonntag den Inhalt des Zettels öffentlich abzulesen. Der Pastor wollte nicht gerne daran; allein zwanzig Louisd'or! Er las also den folgenden Sonntag unter andern Vorbitten ab: ein Gutsbesitzer nahe hier bei der Stadt bittet Gott, ihm die Geduld zu geben, die Narren zu ertragen, die ihm

mit ihrer Narrheit und Verläumdung, zur Last fallen.

Man horchte, man hatte es nicht recht gehört, man fragte, man erfuhr endlich, man sprach von nichts als von dieser Vorbitte. Der Prediger hätte beynahe Händel bekommen; doch wollte Niemand der erste seyn. Die lustigen Köpfe der Stadt lachten: es war ein Tumult, als wären die Rechte des heilige römischen Reichs gekränkt.

Die Verläumdung schwieg ein paar Tage; allein nun hob ein desto fürchterlicher Haß an, sie zu schärfen. Burchhards kleinste Handlungen wurden belauscht, beklatscht, und Burchhard bezahlte das alles mit einer so auffallenden Verachtung, daß an keine Aussöhnung zu denken war.

Madam Baumbach hielt zwar manchmal eine lange Vorlesung über die Pflicht, keinen Sonderling zu spielen, wenn man mit Menschen leben wolle. Richtig sagte Burchhard, mit Menschen; aber mit Affen und Eseln? und Mütterchen, unsere Familie, wir drei

ausgenommen, ist reichlich mit der Brut gesegnet.

So war Burchhard um die Zeit, da Hanchen ihm seinen Sohn zur Welt brachte, von der ganzen Welt geschieden, außer von den Menschen in seinen Dörfern, die ihn fast anbeteten, und von Madam Seeburg und ihrer geretteten Verwandtin, die Burchharden den wohlthuendsten aller Menschen nannten.

Wie der Junge gebohren und auf Burchhards Armen war, so flossen heiße Thränen aus seinen Augen. Gieb ihm Glück, lieber Vater im Himmel! rief er: ich will ihn lehren, das Glück genießen. Er gab seinen Dörfern ein Fest, und sandte ein paar Hundert Thaler in die Stadt an einen armen Schulkollegen, der ganz in der Stille Burchhards Freund war, um mit dieser Summe einer armen fleißigen Familie aufzuhelfen.

Wie soll es denn mit der Taufe werden, Herr Sohn? ich dächte —

Mit welcher Taufe, Mama?

Je du mein Herr Gott! Sie wollen doch wohl Ihren Jungen taufen lassen?

Wie lange ist der Junge getauft!

Was? wie? sie stand auf, sie faltete die Hände: wann denn?

Eine Stunde nach der Geburt, in der blauen Stube. Der Prediger war da, Wasser auch. Ich und Sie haben Gevatter gestanden: das wissen Sie nicht? Hier ist der Taufschein. Sehen Sie da: heute ist Herrn Ludwig Christoph Burchhard, Gutsbesitzer in Ellbergen, von seiner Frau, Johanne Rosine Baumbachin, ein Sohn geboren, der in der gleich darauf folgenden Taufe den Namen Ludwig Johann bekam. Pathen waren der Vater des Kindes und die Mutter der Wöchnerin, Frau Johanne Rosine Baumbach, geborne Burchhard.

Madam Baumbach sah die Unterschrift des Predigers, das Kirchensiegel. Sie seufzte tief auf, und schwieg. Was war mit dem Manne anzufangen? Sie ergab sich in ihr Schicksal, und war doch zufrieden, daß sie wenigstens Pathe war.

Um diese Zeit fiel die Szene vor, die den Anfang unsers Büchleins macht, und die völlig in dem Plane Burchhards lag. Burchhard hatte schon manche Stunde über die Erziehung seines Sohnes gesonnen. Wie zum Henker! dachte Burchhard einmal; er saß an einem kleinen Tische mit seiner Schwiegermutter; wie, zum Henker! ist es denn nicht wahr? sind es nicht die tausend Narrenspossen, die man Sitten, Lebensart nennet, welche die Menschen zu Narren, zu Bösewichtern, zu Schafsköpfen machen, und das bischen Gute unsers armseligen Lebens verbittern? Was bedarf ich, um glücklich zu seyn? fuhr er fort mit sich selbst zu reden. Einen gesunden Magen, um zu leben, ein Haus, ein Kleid, ein Weib, einen Freund, und bei einem Weibe auch den nicht einmal, und dann Frieden mit sich selbst. Weiter weiß ich doch auf der Welt nichts! Diese letzten Worte sprach er laut und schlug auf den Tisch, daß es klatschte. Er nahm ein Papier und schrieb die Dinge hinter einander auf. Guter Magen, satt Brod, Haus, Kleid, Weib,

Frieden mit sich. Das ist alles! sagte er, überlas sein Register noch einmal, fieng nun an, über den Magen nachzudenken, und stieß den Zettel, um sich aufzustützen, an die andere Seite des Tisches, wo Madam Burchhard saß. Sie warf neugierige Blicke auf den Zettel, las die sechs Namen, und sah den tiefsinnigen Herrn Sohn bedenklich an.

Guter Magen! sagte Burchhard wieder laut. Den haben alle Wilde, fuhr er wieder zu denken fort; laß ihn auch so leben, er wird ihn auch haben und Gesundheit dazu. Mäßig essen und arbeiten! Er schrieb das hinter Nr. 1. Jetzt dachte er weiter: Satt Brod? Das hat er mehr als er bedarf. Haus, Kleid? Auch das. Nur muß er sich an alles gewöhnen! Und das soll er! Wieder einen Schlag auf den Tisch. Die verdammten Narrenspossen, die Knöpfe und Schnallen, und Tressen machen das Herz kalt, und sitzen unbequem. Man muß ihm das von Jugend auf lächerlich machen. Weib? Nun, dafür mag er sorgen. Wenn er ein gerades Herz hat, so werden sie ihn nicht anführen,

und zur Noth, wenn er angeführt wird, kann er sich ja scheiden lassen. Hören Sie, Mama, mit den Worten wendete er sich auf einmal an Madam Baumbach: wenn man sich hier scheiden lassen will, macht das hier viel Schwierigkeit? Madam Baumbach wurde blaß wie eine Leiche. Herr Sohn, sagte sie mit zitternder Stimme, was kommt Ihnen an? Ihr Schlagen auf den Tisch verdäuchte mir sogleich. Was hat Ihnen das fromme Lamm, Ihre Frau, gethan?

Was Henker, Mama, was schwatzen Sie da? — Nun? wer soll sich denn scheiden lassen? — Da, Ludwig! Er zeigte auf den Knaben. — Mein Gott, Herr Sohn? sagte die Großmutter bedenklich, stand auf und machte ein Kreuz über den Knaben. Burchhard verfiel in sein Nachdenken zurück. Frieden mit sich selbst! Das ist der Hauptpunkt. Wie nun der? Er rieb sich die Stirn. Hab ich Frieden mit mir selbst? So ziemlich, ja! Wie bin ich dazu gekommen? Hm! ich thue Keinem Böses. Eins! Auch Manchem Gutes? ja! Das eigent-

lich thut wohl. Also gutes Herz! Wohlwollen! Er schrieb das auf. Das ist richtig, sagte er laut, stand auf und gieng im Zimmer auf und ab. Aber — machte mir doch die verdammte Bordellgeschichte so viel Verdruß, daß ich den Zettel schrieb. Dummer Streich! Also auch Frieden mit andern! — Und das ist nicht möglich. Er stützte den Kopf auf, saß zehn Minuten mit finstrer Stirn da. Auf einmal sprang er auf und rief: ja wahrhaftig! Das ists! das ists, Mama! Komm her Ludwig. Er hob den Jungen auf und küßte ihn. Nun hab ichs! Wahrhaftig, das ist das wahre Mittel!

Mein Gott, Herr Sohn, was ist denn? Sie machen ja einen angst und bang. Sagen Sie doch: da sitzen Sie nun den ganzen geschlagnen Tag und sinnen, und schlagen auf den Tisch und wollen sich scheiden lassen, und so weiter.

Ja, Ludwig; sagte Burchhard, so solls gehen, und wer nicht will, der soll zum Hause hinaus, und wenns ein Engel wäre! Und so legte er den Jungen nieder, ging in den Gar-

ten, um die Sachen nun desto reiflicher zu überlegen. Das beste Mittel, den Neckereyen der Menschen zu entgehen, schien Burchharden nämlich, seinem Ludwig eine ganz unzerstörbare Gleichgültigkeit gegen die Meinungen der Menschen beizubringen.

Er dachte im Auf- und Abgehen noch einmal seinen ganzen Erziehungsplan durch, und wie er fertig war, so gieng er wieder hinauf. Er küßte seine Frau mit einer herzlichen Fröhlichkeit, er reichte der Mama die Hand. So ists recht, sagte die: die Sonne nicht über euren Zorn untergehen lassen! Burchhard begriff von diesen Worten nichts, und sah die Mutter an; Hanchen hörte das Wort Zorn, und sah ihren Mann an, und die Mutter beobachtete ihre Tochter, und wunderte sich, daß sie so gleichgültig schwieg. Das ist das Schicksal der Bibel, brummte Burchhard, immer am unrechten Orte!

Nun aber ging es rasch über die Erziehung her. Aber wie wunderte sich Burchhard, da er die ersten kleinsten Veränderungen traf,

auf einmal von allen Seiten so viel Widerstand anzutreffen. Er hatte heimlich ein ledernes Bett, mit Pferdehaaren gestopft, machen lassen. Er legte dies in ein Holzbett auf den Saal; er holte den Jungen, legte ihn auf dieses Bette und deckte ihn mit einer leichten baumwollenen Decke zu. Die Mütze des Kindes lag auf dem Hofe, samt dem Halstuche.

Wo mag doch der Herr mit dem Kinde bleiben? fragte die Großmutter und hob sich empor aus dem Armstuhl, worin sie saß und einen großen sammetnen Fallhut für den Jungen mit Schmelz besetzte, und schlich in den Saal. Da lag der Junge und schlief sanft und süß.

Die Großmutter erstaunte, und begriff anfangs gar nichts von der Veranstaltung: da aber Burchhard ihr seine Absicht erklärte, so erklärte ihm dagegen seine Schwiegermutter ganz trocken, daß er davon nicht, sich das! verstände; daß die ganze Welt die Kinder in Federbetten legte, in Mützen und Halstücher hüllte, und verwarf seinen ganzen Operationsplan in allen Punkten. Burchhard nannte bei

dieser Gelegenheit wenigstens zweihundert Nationen her, die es so machten, und bei denen die Kinder im ersten Jahre laufen, reden, und ihre Hände gebrauchen könnten und die übrigen Jahre ihres Lebens gesund wären und stark, wie die Löwen. Madam Baumbach kreutzte sich bei den entsetzlichen Namen der Nationen und meinte, daß dies vielleicht Bettelvölker wären, die nicht ein einziges Federbette in ihrem Vermögen hätten, und bewieß ihm, mit der Lunge eines Trompeters, aus der Bibel, daß sein Verfahren gottlos sey. Burchhard bewies ebenfalls aus der Beschaffenheit des menschlichen Körpers, daß Federbetten nicht taugen. Unter diesem Gezänk kam Hanchen, und schlug sich auf ihrer Mutter Seite. Burchhard berief sich auf sein Vateransehen: man widerlegte ihn mit den Geburtsschmerzen der Mutter. Nichts half. Endlich schellte er. Ein Bedienter kam. Nun schwieg alles; denn es war der strengste Befehl Burchhards, nie, auf keine Weise in Gegenwart eines Bedienten zu streiten. Madam Baum-

bach brumte nur ein wenig. Noch einmal klang die Glocke. Ein zweiter Bedienter. Angespannt! rief Burchhard, den Reisewagen, die vier Füchse! Alles still und in Erwartung; denn der eine Bediente stand noch immer da. Der Wagen fuhr vor. Geh! Der Bediente gieng. Burchhard nahm den Jungen auf seinen Arm. Hört mich, fing er mit einer Stimme an, die rauh genug klang: entweder der Junge wird so erzogen, wie ich will, wie ich schlechterdings will; oder ich setze mich mit ihm in den Wagen, fahre nach Hamburg, setze mich auf ein Schiff, und fahre mit ihm nach Amerika, und erziehe ihn dort. Und das thue ich, so wahr ein Gott ist!

Beide Weiber blieben wie Statuen stehen, und sahen ihn starr an. Nun, was wollen Sie, Mama? — Ich will gar nichts mehr reden: machen Sie, was Sie wollen! brummte die, und ging. Und du, liebes Hannchen? — Lieber Gott, bester Mann, wenns dem Jungen nicht schadete! — Sieh, dann soll er wieder in Betten liegen, und wenn er

drinn erstickte. Also ja? — Nun ja denn! Burchhard legte den Jungen wieder auf sein Lager, und der erste pädagogische Triumph war erfochten.

Burchhard ließ sich auf keine Weise durch die Kabalen von Mutter und Frau irre machen, noch durch die tausend Listen, die beide anwendeten, ablenken: er fuhr rüstig in der Ausführung seines Planes fort, und nach und nach gewöhnten sich dann auch beide Weiber daran, den Jungen erst nackt auf der Decke in seinem Bette, dann auf der Fußtapete, dann auf dem Grase im Garten liegen zu sehen, und der Knabe gewann zusehends an Munterkeit und Stärke, und tummelte sich lustig auf dem Boden umher, und spielte froh mit allem, was in seine Hände fiel. Wenn der Vater einmal nicht da war, und die Großmutter dem Kinde eine Güte thun und es von der Erde in einen Mantel nehmen wollte, so schrie der Junge auf ihrem Arme so lange und so gräßlich, bis sie ihn wieder niedersetzte. Ueber den

häßlichen Zeterjungen! rief sie in vollem Grimme: er ist so wunderlich wie sein Vater!

Da lag er an der Erde, eine große Holzkugel neben ihm, mit der er spielte. Dahin rollte die Kugel. Der Junge schrie. Die Großmutter wollte ihm die Kugel zuschieben. Halt! schrie der Vater: und ließ den Jungen auf allen vieren der Kugel nachkriechen. Zehnmal so, und der Junge thats von selbst. — Kein Leitzaum. Erst kriechen, dann gehen! rief Burchhard. Der Junge fieng an, sich aufzurichten, fiel, schrie, kroch, richtete sich wieder auf, fiel wieder, schrie wieder, und keiner durfte ihm helfen. Den beiden Weibern wollt's zuweilen das Herz abdrücken, und in drey Tagen gieng der Knabe aufrecht, balancirte, fiel selten, weil er vorsichtig gieng. Wenn nun Burchhard die Weiber fragte: nun, seht ihr? geht das nicht geschwinder? so schwieg Hanchen halb und halb überzeugt; aber Madam Baumbach antwortete den Kopf schüttelnd: ja, der arme Junge ist wohl gezwungen, gehen zu lernen. Nun ja doch, Mama! das sag ich ja: das ists eben!

Aber

Aber Madam Baumbach blieb bei ihren fünf Augen.

So setzte Burchhard seinen Erziehungsplan mit vieler Mühe durch. Er war gezwungen, den Jungen fast überall in den Augen zu behalten, damit nicht Kuchen und Naschwerk des Knaben Gaumen verwöhnten. Es kam kein Kuchen mehr auf Burchhards Tisch, und da er einmal ohne alle Gnade den Koch aus seinen Diensten jagte, der heimlich für die zärtliche Großmutter einen Kuchen gebacken hatte: so ließ die gute alte Frau doch lieber den armen Kleinen hungern, als die Domestiken unglücklich werden; und sie schlug ihre Hände vor Verwunderung zusammen, daß sie den Jungen bei seinem Obst und Brod, Gemüse und Wasser so groß und so stark werden sah. Ein leichtes leinenes Kleid im Sommer; ein wollnes im Winter, ohngefähr wie das Oberhemde eines Fuhrmanns geschnitten, und um die Hüften gegürtet, war des Knaben ganze Kleidung. Im Sommer gieng er barfuß; im Winter trug er weite Matrosenbeinkleider. Auf seinen Kopf

kam nie eine Mütze, und so blieb er gewöhnlich den Tag über im Garten, spielte, schrie, wälzte sich im Grase umher, bekletterte, da er größer war, die Bäume, oder jagte sich mit einem großen Hunde, seinem einzigen Spielgefährten umher.

Nun genug gespielt! sagte Burchhard, wie der Knabe sechs Jahr alt war. Ludwig, geh mit mir! Burchhard führte den Knaben in einen Garten, der hinten von dem großen Garten durch eine Hecke abgesondert war. Er setzte sich mit ihm in eine sehr schöne Laube, welche die ersten Blätter hervorsprossen ließ. Sieh hier, Ludwig, dieser Garten, so weit die Hecke geht, ist von heute an ganz dein. Du kannst damit machen, was du in der Welt willst. Sieh her, dort stehen Bohnen, dort Erbsen, da Sallat, da Kohlpflanzen, hier Mohrrüben, Wurzeln und noch andere Gemüse, die du gern issest. Diese Bäume hier sind lauter Fruchtbäume, Aepfel, Birnen, Kirschen, Aprikosen, Pfirschen: die Hecken bestehen aus Johannisbeeren, Stachelbeeren, Brombeeren. Besieh dirs, Ludwig.

Das alles ist dein! Der Knabe klatschte vor Freuden in die kleinen Hände, hüpfte und schrie: Vater, sieh die Erdbeeren blühen bald. Sind die auch mein? — Alles, was hier innerhalb dieser Hecken ist, ist ganz dein. Ich habe dir alles sehr ordentlich zurecht machen lassen. Du bist sechs Jahr alt, und der Mensch muß arbeiten, weißt du schon warum?

Der Knabe sah ihn an: nein, das weiß ich nicht.

So will ich dirs sagen: Wenn wir keine Bohnen, keine Erbsen in die Erde legten, so würden sie auch nicht wachsen; begreifst du das? — Ja! ich habe es gesehen, wie es der Gärtner macht. Erst ein Loch, und ich legte eine Bohne hinein. — Recht; und wenn nun keine Bohnen wüchsen, so könnte man auch keine essen: Nicht wahr? — Ja, Vater! — Also wer Bohnen essen will, und Erbsen, und Rüben, und Früchte, der muß sie pflanzen, säen, ziehen und warten! Du bist nun sechs Jahr alt, deine Hände sind nun schon stark genug. Der Knabe besah seine beiden Hände. Willst

du also essen, so mußt du arbeiten. Sieh, hier ist dein Handwerkszeug. Er zeigte ihm Hacken, Harken und dergleichen. Läßt du nun das Unkraut wachsen, so kann die Erbse nicht wachsen, und so bekommst du keine Erbsen. Hörst du?

O, ich will arbeiten! — Nun ja, das thu, und wenn du etwa nicht weißt, wie du es machen mußt, so frag den Gärtner, der wird dirs zeigen. Hier ist der Schlüssel zu deinem Garten, damit du ihn verschließen kannst. Der Vater gieng, und der Knabe lief in seinem neuen Eigenthum umher, und schrie vor Freuden, und betrachtete seine Bäume, ob er noch nicht eine kleine Frucht entdecken könnte.

Das gieng einige Tage gut: es war etwas neues, und kein Pflänzchen Unkraut konnte aufkommen. Endlich überwuchs dennoch das Unkraut Erbsen und Erdbeeren, Bohnen und Kartoffeln. Ludwig, in deinem Garten wächst ja mehr Unkraut als nützliche Pflanzen. Der Knabe riß ein Paar Kräuter weg, und es war wieder wie zuvor.

Eine Schüssel mit Erbsen auf dem Tische. Alle aßen, Ludwig erhielt ein Stück Brod. Hast du noch keine Erbsen, Ludwig? fragte der Vater. O ja! ich habe auch schon welche. Nun so laß dir doch auch welche kochen. Der Knabe sprang auf, holte einen Schnupftuch voll Erbsen, und brachte sie dem Vater. Mach sie aus! Hier hast du eine Schüssel. Der Knabe vergaß über der Hoffnung seine Erbsen zu essen, die Schüssel voll, die auf dem Tische stand. Er aß sein Brod, legte seine Erbsen aus, und nach ein Paar Stunden aß er mit großem Jubel die seinigen auch. Der Vater warnte: in deinem Garten siehts schlimm aus, Ludwig! sieh einmal, wie voll meine Erbsen sind, und deine sind nichts als Kraut. Ich hole mir morgen von deinen, Vater. — Nein! ich habe dieses Jahr nur für mich, Mama und Großmama und die Leute bauen lassen. Du mußt sehen, wie du fertig wirst. Ich habe dirs ja zuvor gesagt, es würde dir an Erbsen fehlen! Allein es fehlte nicht; denn Ludwig brachte richtig jedesmal ein Tuch voll Schoten, die er in seines Vaters

Erbsen gepflückt hatte. Der Gärtner ertappte ihn: ha, ha! ich habe den Erbsendieb! Der Vater kam dazu, und machte ihm begreiflich, daß Stehlen unrecht sey. Der Knabe begriff das nicht. Er stahl wieder, und ein Paar Tage darauf war sein Garten und der Gang, der dahin führte, eingezäunt, und die Thüre in den großen Garten verschlossen. Jetzt gabs Brod und nichts als Brod, das freilich mit Thränen verzehrt wurde, mit Thränen, welche den beiden Weibern das Herz brachen.

Burchhard besuchte Ludwigen im Garten, machte ihn aufmerksam auf die Fehler, die er begangen hatte, und machte ihm neue Vorschläge, dem Uebel abzuhelfen. Spielereien! wird man sagen: und die Geld kosten. Aber diese Spielereien machten den Knaben selbstständig und arbeitsam. Er nahm für die Hälfte der Früchte einen Arbeiter der ihm helfen mußte, und so kam das Ding leidlich in Ordnung.

Die Großmutter schlich wohl zuweilen mit einem Tellerchen voll Erbsen unter der Schürze, freilich leise genug, vom Tische; allein

Burchhard verfolgte sie Schritt vor Schritt, blieb mit der Geduld eines Engels verschiedenemale von Mittag bis Abends bei ihr, so daß die alte Frau gezwungen war, sechs Stunden, den Erbsenteller unter der Schürze, in der allerunbequemsten Lage von der Welt zu bleiben, um endlich doch nach langer Mühe ertappt und verlacht zu werden.

Burchhard selbst hatte nicht die ernsthafte Absicht, den Knaben zu einer Bearbeitung des Gartens zu zwingen, sondern ihn arbeitsam zu machen, seine Kenntniß zu bereichern, und hauptsächlich ihm früh Achtung für das Eigenthum beizubringen, und das gelang. So hatte der Knabe von seinen Bäumen auf den Winter einen Vorrath Obst, von dem er zu leben schien, und wirklich erhielt der Knabe dadurch schon sehr früh das Gefühl der Unabhängigkeit und der Freiheit, und nicht blos das unfruchtbare Gefühl des Mitleidens, das allein man bei andern Kindern gegen Arme erwecken kann, sondern das edlere Gefühl der Wohlthätigkeit; denn der Knabe gab von

seinem Eigenthum, und war oft Zeuge und Gast bei einem Mittagsmale, das er und sein Vater einer armen Familie bereitet hatte. Auch der Winter war nicht an Arbeiten leer: ein Korbmacher flocht Körbe vor Ludwigs Augen, und Ludwig saß, sah zu, lernte die Handgriffe, und vertauschte seine Körbe, die er mit Hülfe des Korbmachers machte, an seinen Vater für Dinge, die ihm lieb waren. So floß ein Jahr nach dem andern hin, und sehr selten hatte der Knabe die Erfahrung der Unterwürfigkeit gemacht. Er folgte seinem Vater, weil die Befolgung von seines Vaters Rath ihn gewöhnlich frölich und vergnügt machte.

Dieses Gefühl der Unabhängigkeit in des Knaben Seele zu stärken, war Burchhards unablässige Sorge. Hier fand er zwar den allerstärksten Widerstand von Frau und Mutter, nicht weil sie die Laune hatten zu widerstreben; denn beide Weiber fiengen doch an, nach gerade einzusehen, daß Burchhards Verfahren mit dem Knaben bis auf Kleinigkeiten

ganz gescheut war; sondern weil sich hier ganz natürlich die meisten Unschicklichkeiten vorfinden mußten.

Herr Gott! Herr Sohn, sagte Madam Baumbach, da ihr Burchhard erklärte, man müsse den Jungen machen lassen, was er wolle: Herr Gott, da wird ja der Ludwig ein ausgemachter Eigensinn werden! Mit nichten, Mama! eben das soll ihn vor allem Eigensinn behüten. Tausend Proben misglückten. Die Mutter konnte sich das häßliche: Laß das! nicht abgewöhnen. Burchhard that, was er konnte, um es unschädlich zu machen. Stieg der Knabe auf einen Stuhl, so rief die Alte: Laß das, Ludwig! der Knabe sah sich um, und sagte: nein! ich will klettern. Burchhard fragte: Ludwig, wem gehört der Stuhl? Dir! — Recht! mir und der Großmutter. Die Großmutter will nicht haben, daß du auf ihren Stuhl steigen und ihn beschmutzen sollst. Der Junge stieg sogleich herab: denn er hatte das Eigenthum des andern schätzen gelernt. Das gieng gut. Aber war der Bursche in sei-

nem Garten, und kletterte er die Bäume hinan, und die Alte sahs und rief: Laß das, Junge! so antwortete er trocken: der Baum ist mein! und da half kein Schreien und Schelten. Sogar sagte er wohl, wenn sie es ihm zu bunt machte: Hör, Großmutter, du schreist mir zu viel: geh aus meinem Garten! Wenn er schrie, so mußte er das Zimmer verlassen, weil es nicht fein war: es war eine Handlung, die er blos nachahmte. Die Großmutter sagte dann voll Aerger: Da sehen Sie, was dabei herauskommt, daß man dem Jungen nicht befehlen darf! Burchhard nahm sie gewöhnlich untern Arm, führte sie weg und sagte ihr: Liebe Mutter, es ist wahr, Sie dürfen dem Jungen nichts befehlen; allein dagegen bedenken Sie auch, daß es ihm ebenfalls nie einfallen wird, Ihnen zu befehlen, wie es so viel tausend Kinder thun.

Und das war die Wahrheit. Der Knabe kam zu seiner Großmutter und sagte: Willst du mir deine Brille ein wenig geben? Oder: Gieb mir die Nadelbüchse. Antwortete sie!

nein! so gieng er zufrieden von dannen. Mit einem Worte, der Knabe war ein sehr gezogenes und ein sehr ungezogenes Kind, nachdem man ihn in verschiedenen Situationen sah: bei seinem Vater auf alle Weise eine sehr liebenswürdiges Kind, bei seiner Mutter gut, und bei seiner Großmutter zuweilen doch ein wenig eigensinnig. Aber soll Ludwig denn nicht lesen lernen? fragte die Mutter, wie er sechs Jahr alt war. Wenn er will, Hanchen, sagte Burchhard, und sann auf ein Mittel, ihn ohne Zwang lesen zu lehren. Eine Probe wurde gemacht: sie mißlang, wie viele andere. Burchhard fiel endlich darauf, durch das Schreiben ihn lesen zu lehren. Dies gelang besser, weil es simpler ist. Die lateinischen Buchstaben sind gerade Linien oder halbe Zirkel, also sehr einfach. Der Vater säete Blumen, und schrieb die Namen der Blumen auf Holz. Der Knabe, der alles, was sein Vater that, in seinem Eigenthume nachahmte, fragte nach seines Vaters Absicht, wie er ihn schreiben sah, erfuhrs, und lernte schreiben. Der Grund war gelegt,

und die Liebe zu seinem Vater that das übrige. Der Knabe las und schrieb für sein Alter ganz gut.

Jetzt legte Burchhard die letzte Hand ans Werk, und suchte dem Knaben eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen die Meinungen der Menschen von sich beizubringen. Er gieng mit einer wahrlich väterlichen Behutsamkeit zu Werke. Anfangs erzählte er ihm nur kleine Geschichten, wie unrecht manchmal die besten Handlungen der Menschen ausgelegt werden; dann erzählte er dem horchenden Knaben, von den tausend verschiedenen Sitten der verschiedenen Nationen auf der Erdkugel, und ließ den Knaben das Lächerliche bey allen bemerken, und zeigte ihm dann immer, wie lästig diese Gewohnheiten werden, ja, wie verderblich sie sogar seyn könnten. Er übte dadurch sein Gefühl der Schicklichkeit, und hielt sein Herz immer für die Natur, und für die Wahrheit offen. Er verdrehete oder ließ oft eine Handlung des Knaben verdrehen, ihm andere Absichten unterschieben, als er gehabt hatte, machte ihn lächerlich und ließ ihn darüber lächer-

lich machen, und wenn der Knabe voll Unmuth sich rechtfertigte; so nahm er hier Anlaß, ihm zu zeigen, wie leicht es sey, Handlungen und ihre Ursachen zu miskennen, und munterte ihn auf, auf keine Weise auf diese unrichtige Erklärung seiner Handlungen zu achten, den Spott zu verlachen, und immer nur mit dem Selbstbewußtseyn, recht gethan zu haben zufrieden zu seyn. Hiezu gab es nun tausend Gelegenheiten, die der Vater auch redlich nützte, und der Knabe fieng wirklich an, manche Probe mit aller möglichen Stärke, deren ein Knabe von seinem Alter fähig war, zu überstehen. Die gute Meinung seines Vaters von sich war das Einzige, wornach der Knabe strebte; übrigens schien ihm die Meinung der Andern ziemlich gleichgültig zu werden, ob wohl nicht ihr Lob. Jetzt setzte der Vater seinen Unterricht über die Narrheiten der Menschen fort, und wie das gewöhnlich geht, so übertrieb er die Erzählungen ein wenig, gab maches als Narrheit an, was wenigstens diesen Namen wohl nicht verdiente, und nichts

weiter, als Schwäche des menschlichen Geschlechts war.

Burchhard freute sich oft über sein Tagewerk, daß ihm so viele Mühe kostete: er glaubte Wunder, wie viel er für eine feste, unzerstörbare Ruhe seines Sohnes gethan habe, und — er sah nicht schnell genug, daß man, freilich, die Narrheiten der Menschen kennen müsse, um glücklich zu seyn! allein daß man der unglücklichste aller Menschen ist, wenn man nicht gelernt hat, sie zu ertragen, ohne seinen Abscheu dagegen laut zu äußern. Ludwig hatte sein schnelles Gefühl des Lächerlichen, und seinen Abscheu dagegen noch nicht zeigen können. Er lebte unter ziemlich natürlichen Menschen; dann war er auch ihrer Lächerlichkeiten gewohnt, weil er bey ihnen erzogen war. Niemand anders kam ja zu Burchharden, der diese schlummernde Kraft Ludwigs wecken konnte. Burchhard war über diesen Punkt ruhig.

Acht Jahre war Ludwig ohngefähr alt, wie er zum erstenmale das Mädchen sah, das einen

so großen Einfluß auf seine Schicksale haben sollte. Ludwig war im Garten, und jagte an der Hecke, die seines Vaters Garten vom Garten der Madam Seeburg schied, einen Schmetterling. Der flög über die Hecke in den benachbarten Garten. Ludwig bog die Zweige der Hecke auseinander, um dem Schmetterlinge nachzusehen, und sah auf der andern Seite der Hecke ein kleines Mädchen sitzen, das friedlich mit Blumen auf ihrem Schoße spielte. Holla! sagte das Kind; da ihm eine Blume entfiel. Holla! rief Ludwig nach. Das kleine Mädchen sah auf, erblickte das Gesicht zwischen den Zweigen, nahm geschwind den Rock mit den Blumen auf, stand auf und wollte davon. Ludwig sagte: ich thue dir nichts, bleib du nur sitzen! und das kleine Mädchen sah ihn noch einmal an, setzte sich, und sagte: Aber nimm mir auch keine Blumen! Nehmen? antwortete Ludwig lachend: einfältiges Mädchen! sie sind ja nicht mein!

Da knüpfte sich ein Gespräch unter beiden Kindern an, das sich damit endigte, das Lud-

wig dem Mädchen eine große Menge Blumen aus seinem Garten holte, und ihm die durch die Hecke reichte. Das gab Bekanntschaft: das Mädchen wunderte sich über die Menge Blumen; Ludwig erzählte von seinem Garten: das kleine Mädchen hatte Lust, den Garten und die vielen Blumen zu sehen; Ludwig machte ein Loch in die Hecke, das kleine Mädchen kroch durch, und beide wanderten nun nach Ludwigs Garten. das Mädchen pflückte sich ihr Röckchen voll Blumen und Johannisbeeren, und Ludwig brachte es nach einer Stunde wieder an die Hecke. Rose, so hieß das Kind, kroch durch, und Ludwig reichte ihm ihre Habseligkeiten nach. Das kleine Mädchen machte einen kleinen Knicks und sagte: ich danke gehorsamst, und Ludwig lachte laut auf. Komm morgen wieder, Rose! rief er dem Mädchen noch nach.

He, Rose; he, Rose! rief am andern Tage Ludwig von Zeit zu Zeit; endlich sah er die Kleine die Terrassentreppe herabkommen. Man sprach erst eine Zeit lang durch die Hecke; dann nöthigte Ludwig sie nach seinem Garten,

und

und Rose sagte: ich darf nicht wieder: Tante hat es mir verboten. — Verboten? Gehört denn Tanten mein Garten? — Ja, das weiß ich nicht! — Hin und her von beiden disputirt. Rose kam nicht. Wie ein Aal schlüpfte er durch die Hecke, stand vor Rosen und streichelte ihr die Wange, und rief: Da bin ich! Nun wollte ihn Rose wieder mit Blumen regaliren: ach, und hatte nur ein kleines Beetchen voll Tausendschönchen! Die pflücke alle ab, Ludwig, die Marienblumen! die andern gehören der Tante.— Hast du keinen Garten? — Nein. Mußt du nicht arbeiten? — Nein, — Gar nicht? — ein wenig stricken; doch, das thut die Kusine für mich, wenn ich meine Zahl nicht habe. Ich spiele hier an meinem Beete. — Und weiter hast du nichts? — Nein? — Arme Rose, hör, ich will dir meinen Garten halb geben; — nein, das geht nicht! Denn du kannst noch nicht arbeiten. Hör, mein Garten soll auch dein seyn. Das kleine Mädchen schlug in die Hände, hüpfte herum und sagte: ach, das ist hübsch, das ist hübsch! nun hab ich auch einen Garten.

Ueber diesem Gespräch kam Madam Seeburg hinzu. Ludwig kannte sie schon; sie war zuweilen bei seiner Mutter. Madam Seeburg blieb bei den Kindern stehen, und Ludwig machte ihr die ernsthaftesten Vorstellungen über ihr Verbot an Rosen, nicht in seinen Garten zu gehen. Madam Seeburg, die des Knaben Manier kannte, meinte, sie habe Rosen verboten, durch die Hecke zu kriechen, weil die Hecke Burchharden gehörte. Der Knabe wurde bluthroth, und sagte: ich habe nicht daran gedacht: ich freute mich so, wie ich Rosen sah. Mit diesen Worten drehete er sich um, lief an der Hecke hinab, und kletterte mit großer Gefahr am Ende der Hecke über ein schmales leichtes Brett am Teiche wieder in seinen Garten. Nun gings im vollen Springen zum Vater: Vater, wolltest du mir wohl ein ganz klein wenig von deiner Hecke da schenken? — Hm Ludwig, wenn es dir gut ist, gern! wozu? — Sieh, fieng der Knabe eifrig an, und erzählte ihm die kleine Begebenheit, und sein begangnes Unrecht. Der Vater gieng mit ihm, und sagte ihm un-

terweges, daß die Hecke zwar sein sey, daß er aber nicht das Recht habe, eine Thür hinein machen zu lassen, wenn es die Nachbarin nicht erlaube. Sie kamen bei der Hecke an: Madam Seeburg erlaubte es: das kleine Mädchen rief: Das ist hübsch! Ludwig bot der Madam Seeburg für die Thüre zehn Thüren in seinen Hecken an. Ein Arbeiter kam, und machte noch auf der Stelle eine Oeffnung in die Hecke. Ludwig sprang hindurch, faßte die kleine Rose bei der Hand, und die beiden Kinder liefen zehnmal durch die Oeffnung, um gleichsam in Besitz ihrer Rechte zu kommen.

Nun war Rose täglich ein paar Stunden in Ludwigs und ihrem Garten, besah und pflückte Blumen, und wo eine Blume hervorkeimte, da stand sie und sagte: Ludwig, willst du mir die Blume auch geben? Und Ludwig hatte nach drei Tagen von seinem Garten nichts mehr als den Grund. Alle Früchte, alle Blumen hatte er Rosen nach und nach geschenkt, weil sie bei allem, was er ihr zeigte, fragte: Willst du

mir das auch geben? und jedesmal in die Hände klatschte, wenn er es ihr gab. Das kleine Mädchen dachte dabei nichts; doch Ludwig rührte in Rosens Abwesenheit nicht eine Johannisbeere an, bis denn endlich Rose fragte: Ludwig, wie viel Johannisbeeren ißt du denn alle Tage? ich darf nur so viel alle Tage essen, als ich zählen kann, dreißig. — Ich esse gar keine, sagte Ludwig. — Warum denn nicht? — Sie gehören gar nicht mehr mein; ich habe sie ja dir gegeben. Das kleine Mädchen sah ihn mit ihren großen blauen Augen darauf an. Ach, nein! lieber Ludwig, nein! iß du nur alles auf; nein, ich will lieber gar nichts mehr haben! und sie fütterte ihn nun fleißig aus ihrem kleinen Schooße. Ludwig hatte also wieder ein Anrecht an dem Garten, und nun theilte er den Garten ordentlich mit Rosen; aber das Schönste suchte jeder auf seiner Hälfte auf, und brachte es dem andern. So lebte Ludwig den ganzen Frühling durch mit dem kleinen Mädchen, und allein bei Rosen vergaß er es, daß ihm Niemand etwas zu befehlen hatte.

Rose war die Tochter des Rektor Gellners, am Gymnasio der Stadt. Ihre Mutter war gestorben, und ihrer Mutter Schwester, Madam Seeburg, nahm das Mädchen zu sich, weil ihr Schwager keine Zeit und auch kein Geschick hatte, das kleine Mädchen zu erziehen: und wahrlich, in bessere Hände konnte das Kind nicht fallen, als in ihrer Tante Hände. Es war die gutherzigste Frau von der Welt, die bloß deswegen bei allem Reichthum und Schönheit Wittwe geblieben war, um die Freiheit zu haben, ihren Ueberfluß zur Unterstützung der Armen anwenden zu können. Burchhard schätzte diese Frau von ganzem Herzen und sagte tausendmal von ihr: es ist ein Engel, Hanchen, die Seeburgen! und was er ihr an den Augen absehen konnte, that er gewiß, wozu ihm denn das Gränzen ihrer Ländereien manche Gelegenheit gab.

So gab es auch jetzt eine Gelegenheit, die Seeburgen zu verbinden. Der Konrektor des Gymnasiums war gestorben; Madam Seeburg interessirte sich für einen jungen Mann bei der Wiederbesetzung der Stelle; von dem Herrn

Burgemeister, den wir schon kennen, hieng hauptsächlich diese Stelle ab. Das sagte die Seeburgen Burchharden gesprächsweise. Burchhard überlegte das Ding: es sind Narren, rief er; man behandle sie wie Narren! Er ließ anspannen, packte ein Stück Stoff in den Wagen, ein Paar sehr hübsche Ohrenringe, ein Dutzend Flaschen Ungarwein, und fuhr nach Burgemeisters.

Man starrte, wie Burchhard hereintrat. Burchhard hielt sich wenig bei der Vorrede auf, packte seinen Stoff aus. Sehen Sie hier, liebe Frau Base, hier habe ich den neuesten Lyoner Stoff erhalten. Für meine Frau ist er zu kostbar: zurückschicken wollte ich ihn nicht gern. Da fiel mir ein, wie viele Verbindlichkeiten ich Ihren Eltern noch aus meiner Jugend her habe. Wollen Sie mir den Gefallen erzeigen, und dieses Stück als einen Beweis meines guten Willens annehmen.

Da gab es nun einen Lärmen; da wurde Kaffe bestellt; da war der Flegel Burchhard, der goldenste Herr Vetter, und wie die Oh-

renringe in den Händen der Mamsell waren, da schenkte Mutter und Tochter jede dem besten Herrn Vetter eine Tasse ein, und er wußte nicht, zu welcher er greifen sollte. Der Herr Burgemeister erschien dann auch in seinem grünen kalmankenen Schlafrock mit einer schwarz gerauchten Pfeife. Burchhard gab ihm sehr aufrichtig die Hand, und der Ungar wurde nicht vergessen. Nach und nach kam man dann auch auf die Konrektor-Stelle. Burchhard trug sein Anliegen vor, und die Frau Base gab ihm die Hand darauf, daß es kein Mensch' als dieser junge Mann werden sollte. Herr Burchhard fuhr von dannen.

Sieh, sieh, fing die Burgemeisterin mit einer schraulendfreundlichen Stimme an: wer hätte das hinter dem Mann suchen sollen? Wie man sich irren kann! — Ja! ja! sagte der Burgemeister; ich habe das längst gewußt, mein Schatz; aber — aber — er winkte mit seiner Pfeife hin und her. Ja Kind, wir müssen ihn ehestens besuchen. I nun ja, der Mann hat seine Fehler: die haben wir alle! und daß

er den Schulzen in unsere Gesellschaft bringt, lieber Gott, essen doch wohl manchmal die Schooßhunde in den größten Gesellschaften mit, warum nicht ein Mensch so gut wie ein Hund!

Die Frau, wie man sieht, hatte keine üble Einfälle. Nach ein Paar Tagen giengen dann auch wirklich Vater, Mutter, Tochter, und ein zehnjähriger Sohn nach Ellbergen ab, den Herrn Vetter zu besuchen. Wie Burchhard sie erblickte, fiel ihm doch so gleich sein Ludwig mit einer Art von Besorgniß ein. Das war eine Freude, ein Herzen, ein Küssen ohne Ende. Madam Baumbach machte heute keine ausserordentliche Anstalten, bis auf einige Kleinigkeiten, die sie aber weislich erst laut bekannt machte. Die Frau Burgemeisterin fragte dann nach dem scharmanten Söhnchen. Burchhard sagte: er ist, glaub ich, ins Dorf gegangen. Er wird wohl kommen. Ludwig saß mit Rosen im Garten, und war eben beschäftiget, dem kleinen Mädchen das gute kamelottene Röckchen auszuziehen. Neben ihnen auf einer Rasenbank lagen schon ihre Mütze

von Goldstoff, und eins von Ludwigs Oberhemden, das sie anziehen sollte. Das arme Kind hatte den Tag vorher Schmähle von Tanten bekommen, weil sie einen Fleck in der Mütze und ein Loch im Rocke gehabt hatte. Rose wollte nicht überall mit hin, und da hatte dann Ludwig durch diese Umkleidung Rock und Mütze gesichert. Das war geschehen, und nun giengs auch wieder in den Grasgarten desto fröhlicher.

Gegen Mittag setzte Ludwig Rosen die Goldmütze wieder auf, zog ihr den Rock wieder so gut an, wie es gehen wollte, begleitete sie bis an die Thüre, und nun gieng er noch ein wenig zu den Arbeitern, bis die Glocke zu Tisch läutete. Hinauf ins Haus, die Treppe hinan, die Thüre auf: Heda, guten Morgen! Er sah die Fremden starr an. Die Frau Burgemeisterin lief auf Ludwig los mit dem Geschrei: i, i, i, da ist ja das Goldsöhnchen! umfaßte ihn und gab ihm ein Paar derbe Küsse auf die Lippen. Der Junge riß sich los und sprang ein Paar Schritte seitwärts und rief: Pfui! die Frau mit der Tabaksnase!

Was? sagte sie ein wenig verlegen, man sahs an ihrer Röthe: was sagt der kleine Schäcker; und wollte hinter ihm her trippeln. Komm nur nicht! ich wills nicht haben! es ist mein Mund; ich mag dich nicht küssen, Frau!

Wollen wir uns nicht setzen? hob Burchhard in seiner Bestürzung an. Das Scharren mit den Stühlen, das Gewühl der Menschen machte ein glückliches Intermezzo. Die beleidigte Dame glühete wie eine Fackel. Burchhard war denn doch in Verlegenheit; so oft die Dame eine Prise nahm, so fürchtete er, Ludwig, der sie genau betrachtete, würde noch einmal anfangen. Allein Ludwig hielt sich sehr gut: er betrachtete die Dame, lächelte wohl, aber schwieg. Eben so betrachtete er den Herrn Sohn, der schön frisirt, gepudert, mit einem Haarbeutel da saß, und jedesmal, wenn ihn seine Mutter in die Augen faßte, sich gerade wie ein Stock richtete, und wenn sie nicht hersah, unmäßig aß, besonders beim Dessert ein Stück Kuchen nach dem andern verzehrte.

Auch für den ängstete sich Burchhard, allein auch vergebens: denn Ludwig war fest überzeugt, daß alle Menschen, so wie er, das Recht hätten, zu thun, was sie wollten, und daß es unschicklich sey, jemanden anzugreifen. So lange man ihn also im Frieden ließ, so lange blieb er selbst ruhig. Die Fremden hatten zwar aus dem Anfange eben nicht viel Gutes von Ludwig geschlossen. Das Haar hing ihm lockigt und wild um die Schultern, eine Art Kleid von ungebleichter Leinwand, um den Hüften gegürtet, ein Paar halbe Stiefeln waren sein Putz, der freilich nicht sehr, wenigstens nicht zu der Zeit, empfehlend war. Zwar schauten ein Paar helle, freundliche, blaue Augen unter den braunen Locken hervor, seine Wangen glänzten wie ein Paar Morgenrosen, in seinem Kinn lag ein reizendes Grübchen, wie in dem Roth seiner Wangen; allein die erste Scene verdarb sogleich alles. Suppe aß er gar nicht. Wie das Gemüse kam, so hielt er seinen Teller hin, und foderte ganz trocken und kurz ab: Gemüse, Vater!

Der Burgemeister hob schon die Hand mit der langen Manschette in die Höhe, und wollte eben sagen: Was? was? Vetterchen, so muß kein artiges Kind fordern; allein er befürchtete von dem kleinen Verzug eine eben so naseweise Antwort, als seine Ehehälfte erhalten hatte und schwieg. Je länger man saß, je größer wurde das Räthsel, warum jetzt der ungezogene Bube so artig war, und sehr anständig seinem Vater sagte: willst du mir ein wenig Torte geben? Der Vater gab ihm ein ganz klein wenig, und er ließ sich genügen, ohne nur ein krauses Gesicht zu machen.

Die Großmutter, die in den ersten zehn Minuten ihren Schwiegersohn auf den Brocken mit seiner Erziehungsmethode gewünscht hatte, fieng an, sich zu beruhigen und antwortete wieder mit Sinn auf die Fragen, die man ihr that. Kurz, Ludwig stand auf, nahm einen Apfel vom Tisch, bat seinen Vater um ein wenig Torte für Rosen, nahm es und gieng zum Saal hinaus.

Wilhelm, sagte der Burgemeister, geh doch mit dem Vetterchen ein wenig in den Garten. Geh doch, mein Söhnchen, aber reiß nichts ab! Der Junge grinzte und gieng. Ludwig hüpfte die Treppe hinunter, wie Wilhelm zu ihm kam. Er sah ihn von der Seite an und gieng seinen Weg. Vetterchen: nöhlte dieser, und nahm ihn bei der Hand, ich will mit in den Garten. So komm! sagte Ludwig und gieng weiter. Im Garten fiel Wilhelm gleich in die Erdbeeren. Ludwig sah das an, und schwieg. Der Vater wird es erlaubt haben, dachte er. Er ließ ihn essen und gieng den Weg zu seinem Garten. Hieher folgte ihm der Bursche, und fiel auch hier so gleich über Rosens Erdbeeren her. Nichts! sagte Ludwig, die gehören dem Vater nicht: die gehören Rosen. Wie er nicht aufhörte, so ergriff ihn Ludwig so herzhaft bey dem Rockschooße, das der Bursche hinten überfiel. Er verständigte ihn noch einmal, daß er hier nicht essen dürfe; er führte ihn zu einem Beete, das ihm gehörte: da iß! das sind meine. Das

alles gieng gut. Ludwig wollte zu Rosen; allein er traute doch dem Burschen nicht: er fürchtete für Rosens Eigenthum und blieb.

Rose kam endlich. Man spielte. Zwar stieß der Bursche wohl hin und wieder Ludwigen grob genug nieder; allein der nahm es für Zufall. Sie spielen Verstecken. Ludwig versteckte sich. Wilhelm und Rose suchten. Nun komm Rose, sagte Wilhelm, nun wollen wir weglaufen und wollen ihn gar nicht suchen und er soll da sitzen. Das wollte Rose nicht. Er wollte sie wegziehen. Rose wollte schlechterdings nicht. Das verdroß den Jungen, und er gab Rosen ein paar tüchtige Klapse. Aber auch in demselben Augenblick saß Ludwig ihm an der Kehle, warf ihn nieder, und zerarbeitete ihm Gesicht und Brust mit seiner rechten Hand. Wilhelm stieß ein Zetergeschrey aus.

Unglücklicherweise war die Burgemeisterin allein in der Nähe, um zu sehen, daß Wilhelm seine Frisur nicht verdürbe; sie eilte herzu, fand ihren Helm an der Erde unter Ludwigen, und gab Ludwigen von hinten einen

tüchtigen Schlag. Ludwig sah sich um: was schlägst du? fragte er, und erhielt jetzt für diese Frage eine so derbe Maulschelle, daß er zornig wurde. Er ergriff eine Bohnenstange, um sich zu wehren. Die zornige Frau wollte nun ihren Sohn aufrichten. Ludwig sah das für einen Angriff an, und seine Bohnenstange fuhr in ihre Haarfrisur, und — Wunder! die ganze Haarfrisur nebst dem Kopfzeuge blieb an der Bohnenstange hängen.

Ein wüthendes Geschrei und ein derber Fluch strömten aus ihren blauen Lippen. Ludwig erschrack vor ihrem wüthenden Gesicht, und begab sich aufs Laufen, und nahm Stange, Haar und Kopfzeug mit sich. Wer schildert die Angst, die gränzenlose Angst der Dame, da der Knabe aus ihren Augen verschwunden war? Sie wollte sogleich Wilhelm hinter ihm hersenden; allein der war nicht aus der Stelle zu bringen. Seine Mutter schlug ihn, bat, eins um andre: der Junge schrie, als ob er auf einem Spieße steckte; und Burchhard erschien in diesem kritischen Augenblicke.

Ihr ungezogenes Teufelskind! das brachte sie hervor, und hielt ächzend vor Zorn beide Hände auf den Kopf, um den Haarmangel zu verbergen. Um Gottes Willen, rief Burchhard, der aus ihrer Stellung schloß, Ludwig habe sie auf den Kopf geschlagen: um Gotteswillen, hat der Junge Sie auf den Kopf geschlagen? Sie wurde braun im ganzen Gesicht vor Wuth. Burchhard gerieth in eine entsetzliche Angst, wie er das geschwollene durch alle Muskeln bewegte Gesicht der Dame sah. Er flog hinzu, riß die Hände mit Gewalt herab, und sah nichts als eine Glatze. Ich sehe da gar nichts auf dem Kopfe, sagte er in der Betäubung. Sie hielt das für Spott, oder verstand es nicht. Endlich kam doch heraus: Mein Kopfzeug hat das Teufelskind! Jetzt merkte Burchhard alles. Bleiben Sie hier, meine theure Frau Burgemeisterin, Sie sollen es sogleich wieder haben.

Er eilte fort, pfiff auf einer Pfeife nach Matrosenart, und Ludwig erschien. Wo ist das Kopfzeug der Frau? Ich habe es der Mama ge-

gebracht, Vater; der Frau ist das Haar an das Kopfzeug gewachsen und nicht auf dem Kopf. Burchhard suchte seine Frau bei der Gesellschaft. Er fand alles in der größten Bestürzung. Der Dame Tochter war schon fort, um den Kopfputz ihrer Mutter wieder in Ordnung zu bringen. Endlich kam die Tochter allein zurück, und sagte dem Vater, daß die Mutter und Wilhelm schon auf dem Rückwege wären. Der alte Mann jammerte über den schönen Kaffe, den er stehen lassen mußte, und gieng mit der Angst eines Verurtheilten seiner Frau nach; denn er war der ewige Blitzableiter aller Ungewitter seiner Frau.

Wie die Familie zu Hause war, zog sich der Mann unter dem ersten Vorwande in sein hinterstes Zimmer, nachdem er das Versprechen hatte ablegen müssen, schlechterdings Burchhards Protegé das Konrektorat nicht zu geben, und das sogleich dem Flegel, dem — Gott behüte, wie könnte ich nachsagen, was die Dame sagte! — zu schreiben. Der arme Mann! er mußte. Er schrieb Burchharden so

höflich wie möglich, daß er sein Versprechen nicht halten könne, in Absicht des Konrektorats, u. s. w.

Burchhard empfieng den Zettel, und antwortete dem Burgemeister: Entweder der junge Ehrenbreit bekommt das Konrektorat, und ich verschweige die ganze Geschichte mit der Haartour auf Ehre und Reputation; oder er bekommt es nicht, und ich mache sogleich die ganze Anekdote in der Stadt bekannt. — Burchhard.

Der Burgemeister gab seiner Frau zitternd den Zettel: Sie las, sie schäumte, der Burgemeister sollte es ihm gerichtlich untersagen, u. s. w. Endlich mußte man in den sauren Apfel beißen. Ehrenbreit wurde Konrektor, und die Geschichte blieb verschwiegen bis auf den heutigen Tag.

Auch Ludwig hatte seine Lection bekommen: man machte ihn aufmerksam darauf, daß er die alte Dame durch seine Bemerkung vor Tisch schon gegen sich aufgebracht habe. Sein Vater machte ihm begreiflich, wie viel die Frau

bei diesem Vorfall gelitten habe, und Ludwigen standen Thränen in den Augen. Aber, Vater, wie das eine Schande seyn soll, wenn einem das Haar ausgeht! — Es ist keine Schande, es ist an sich etwas ganz Gleichgültiges! allein du siehst, was die Menschen für närrische Meinungen hegen. Siehst du, hätte die alte Frau auf diese Meinung so wenig gegeben, als du: so hätte sie darüber gelacht, statt daß es ihr vielleicht jetzt vier Wochen den heftigsten Kummer verursacht. Allein, lieber Ludwig, so lächerlich diese Meinungen der Menschen auch sind, so mußt du ihrer schonen, mußt bei den meisten Narrheiten der Menschen schweigen, thun als ob du sie nicht sähest, damit du den Menschen keinen Verdruß machest, wenn nicht diese Meinungen deiner oder vielmehr anderer Glückseligkeit etwas in den Weg legen. Es ist wahr: die Frau war häßlich von Tabak; nach den wunderlichen Meinungen der Menschen kann man wohl häßlich seyn, aber man darf es nicht sagen, daß jemand es ist. Du hast der Frau viel zu leide gethan! — Ludwig bekümmerte sich

zwar, daß er der Frau etwas zu leide gethan habe; allein er blieb doch dabei, daß er sich in den Handel nicht finden könne, was er sagen und nicht sagen dürfe. Sieh, da ist die kleine Rose klüger, als alle die großen Menschen: wenn ich ihr sage: Pfui, Rose, wie schmutzig sind deine Hände, so läuft sie an die Fontaine und wäscht sich so lange bis sie ganz rein sind.

Burchhard lebte also wieder ganz allein; denn der Ruf von seinem abscheulichen Teufelskinde, das jeden Fremden beleidige, und von dem rasenden Vater in Schutz genommen werde, war so allgemein, das Niemand einen Besuch wagte. Nur der Konrektor Ehrenbreit glaubte doch, dem Manne einen Besuch schuldig zu seyn, der ohne ihn zu kennen, sich seiner so wirksam angenommen hatte. Er gieng hinaus. Ein Domestik führte ihn hinauf, fragte, ob er Zeit habe etwas zu warten: der Herr wäre mit Madam spaziren gefahren. Der Konrektor bejahete, und der Domestik öffnete eine Saalthüre und ließ den jungen Mann dahineintreten. Hier fand Ehrenbreit Ludwigen. Er

saß auf einem Fußschemel, und flocht einen Korb; vor ihm auf den Knieen saß Rose und reichte ihm die Ruthen zu. Beide Kinder schwatzten, und schwatzten weiter fort, nachdem sie den fremden Herrn einmal angesehen hatten. Der Konrektor horchte. Sieh, Rose, nun will ich deinen Namen hinein mahlen, daß jeder weiß, es ist dein Korb! und dann legst du die schönsten Vorstorfer Aepfel hinein, und umher Blumen! nicht wahr? Ja, das wollen wir thun! aber mahle deinen Namen auch daran Ludchen, daß er dir mitgehört; du weißt wohl, ich mag das gerne.

So gieng das kindische Geschwätz fort, und Ehrenbreit bewunderte die Schönheit, die Ruhe, die Güte auf dem Gesichte Ludwigs. Er trat näher, fragte den Knaben, was das für Ruthen wären? Ludwig antwortete dreist, und sie waren in einem tiefen Gespräch über die Materialien des Korbmachens verwickelt, als Burchhard hereintrat.

Der junge Mann bezeugte ihm seine Dankbarkeit. Burchhard lächelte. Lieber Mann,

mir sind Sie wohl keinen Dank schuldig. Ich habe Sie nicht gekannt. Madam Seeburg hatte durch ihren Bruder viel Gutes von Ihnen gehört; ich hörte das von ihr, und — das Ding gieng, wie eine Verläumdung aus einem Mund in den andern. Lassen Sie das! Burchhard redete fort, fand Geschmack an Ehrenbreit: man kam auf Ludwig. Burchhard erzählte Ehrenbreit seinen Erziehungsplan mit dem Knaben und bat ihn nun um seinen Rath bei dem Theile der gelehrten Erziehung. Ehrenbreit, der, wie fast alle junge Gelehrte, ein wenig Enthusiast für die Wahrheit und die Natur war, fand den Plan entzückend; nur meinte er, müsse dieser Unterricht noch einige Jahre Privatunterricht für Ludwigen bleiben, bis die Liebe zur Wahrheit in seinem Herzen unauslöschlich geworden wäre.

Ehrenbreit wurde Mittwochs, Sonnabends und Sonntags zum Lehrer, und Hausfreunde erwählt. Er blieb schon diesen Abend hier, und fand in seinem künftigen Eleven eine Lernbegierde, eine Bildsamkeit zu allem

Guten, eine Güte, aber auch eine so heisse Gerechtigkeitsliebe, die ihn in Erstaunen setzte.

Ehrenbreit war ein tüchtiger Schulmann; er erzählte sehr schön und leicht, und er zog Ludwigen schon diesen Abend fest an sich. Komm oft wieder, Ehrenbreit, wenn du willst! rief er ihm nach, wie er gieng.

Mittwochs um eilf Uhr Morgens kam Ehrenbreit und blieb bis am andern Morgen früh: vom Sonnabend blieb er bis Montag. Ludwig war diese Zeit fast immer bei ihm, ausser in den Stunden, da Rose kam. Auch diese nützte Ehrenbreit, und er saß zwischen den beiden unschuldigen Kindern, wie beim Milton der Engel zwischen den ersten Menschen, und hauchte in ihre zarten Seelen den reinen Hauch der Güte, des Wohlwollens und der Thätigkeit für Menschenwohl. So saßen sie im Garten, oder im Wäldchen oder im Saal zu seinen Füßen, horchten seinem Unterricht, und nicht selten schwammen in Rosens zu ihm gehobenen blauen Augen Thränen der Unschuld, der Freuden, und des Mitleidens; und Ludwig wischte ihr die

Thränen ab, die auf ihren Wangen standen, mit dem zärtlichen Ausruf: liebe, liebe Rose, du mußt nicht weinen!

Ehrenbreit lehrte den Knaben Religion im wahren Sinne, gar keine Theologie, ein wenig Logik, Geschichte, und Mathematik. Der Vater hatte das Fach, worin er ohnstreitig besser beschlagen war als der Schulmann, das Fach der Geographie, der Naturgeschichte, und der fremden Sprachen, ausser daß Ehrenbreit hier seine Methode verbesserte.

Man denke sich nun den Knaben, in der unbeschränktesten Freiheit erzogen, in einer Freiheit, die keine andere Gränzen hatte, als die Heiligkeit des fremden Eigenthums, mit einer ungeheuren Wahrheitsliebe. Dieser Knabe lernte nun die Griechen und Römer kennen, las nun die enthusiastischen lieblichen Romane der Römer von Rollin und der Griechen von Krevier; hörte täglich die Thorheiten der jetzigen menschlichen Meinungen verspotten; man denke, was dieser Knabe werden mußte! Sokrates und Diogenes! er schwankte hin und her

zwischen beiden. Brutus, Epaminondas, Herman, Leonidas! Sein Auge leuchtete bey diesen Namen: kaum wußte er, ob er Rosen stärker liebe, oder Roms Befreier, seinen Brutus.

Seine Liebe gegen Ehrenbreit stieg mit jedem Tage: ein Wink von diesem war hinlänglich, ihn zu der ausdauerndsten Anstrengung in Arbeiten des Körpers und des Geistes zu bringen. Unabhängig von allen Menschen willst du werden, Ludwig? gut, mein Freund, so lerne deine Bedürfnisse beschränken, und gewöhne dich zur Arbeit. Der Becher war Diogenes noch zu viel; und hinter dem Pfluge herzugehen war dem großen römischen Diktator nicht zu wenig! Vereinige beides, und du bist freier als beide und unabhängiger als beide! — Freier wie Diogenes? Es erwachten bei diesem Gedanken stolze Gefühle in des Knaben Brust, nicht die Gefühle einer kindischen Eitelkeit, die mit der nächsten Minute verschwinden. Nein, Monate durch erhielten sie den Knaben bei dem Genusse der einfach-

sten Bedürfnisse der Natur, bei einem Apfel, bei einem Glase Wasser, heiter und wohl, und bei einer ermüdenden Arbeit thätig.

Da stand Rose oft, und sah ihn freundlich an: Laß uns ein wenig spielen, Ludwig! Sobald ich dies umgegraben habe, liebe Rose! — Ich will dir helfen, Ludwig! Sie nahm den kleinsten Spaten und spielte mit den Erdklößen, und hinderte Ludwigen mit ihrer Hülfe, bis dann Ludwig den Spaten in den Boden steckte, (lange hatte er sie schon lächelnd angesehen) auf sie einlief: so laß uns spielen! Sie spielten eine Stunde, und der Knabe war oft noch eine halbe Stunde länger als die Arbeiter im Garten, um die Zeit des Spiels mit Arbeit nachzuholen.

Oder da saß Rose geduldig, und strickte, und wartete, bis Ludwig fertig war, und während der Arbeit lief sie zu ihm, wischte ihm mit ihrer Schürze den Schweiß vom Gesicht, und rief von Zeit zu Zeit: nun Ludwig, bist du müde? hör nun auf! sey lustig! Oder sie suchte ihm die schönsten Erdbeeren, und

wenn er eine Reihe hinunter gepflanzt hatte, so steckte ihm Rose die Erdbeere in den Mund, sah ihn traurig an, und fragte: du bist wohl recht müde?

Rosens Zahl zu stricken wurde von Tage zu Tage auch stärker: das arme Kind strickte ohne aufzusehen, so lange sie nicht bei Ludwigen war; allein war sie bei Ludwigen, so lag entweder das Strickzeug neben ihr auf dem Rasen, oder sie ließ, weil sie so oft aufsah, so viele Maschen fallen, daß sie nie mit der Arbeit fertig werden konnte. Aber Rose, was ist das? fragte die Tante, und zeigte dem kleinen Mädchen die schlechte Stelle. Ach Tantchen, da bin ich wieder bei Ludwigen gewesen. Ich werde dich gar nicht mehr zu ihm lassen, wenn du so fortfährst! Rose bat die Kusine: Kusine, wecke mich doch Morgen um sechs Uhr. warum eine Stunde früher? um Tanten und Ludwigs willen. Die Kusine that es, und Rose sagte: ach, ich bin noch so recht müde! Sie gähnte, die Augenlieder fielen ihr wieder zu,

der kleine Kopf fiel ihr wieder aufs Kissen, und sie wollte wieder einschlafen.

Nein, nein, ich muß auf! rief sie auf einmal; sie sprang aus dem Bette, flog in die Kleider, und nun giengs über das Strickzeug her, und nun konnte sie bei Ludwigen bleiben ohne gar zu stricken.

So war Ludwig unter den liebevollen Spielen mit Rosen, unter Unterricht und Arbeit zwölf, und Rose mit ihm neun Jahr alt geworden. In diesen vier Jahren hatte sich nie die kleinste Zänkerei zwischen beiden Kindern erhoben. Eine reine vertrauliche Liebe, eine unschuldige Zärtlichkeit, eine gränzenlose Anhänglichkeit eines am andern hatte die beiden Kinderseelen so fest verwebt, daß eins ohne das andere schlechterdings keines Glücks, selbst nicht der Vorstellung eines Glückes, fähig war.

Wenn du nun ein Mann bist, ich ein Greis, sagte Burchhard, so übergebe ich dir das ganze Gut, Ludwig: und dann thust du das, was ich jezt thue; du reitest zu den Arbeitern um nachzusehen. — Oder ich gehe mit Rosen da-

hin! fiel Ludwig schnell ein. Ueberall gehörte Rose in jedes Bild, das Ludwig dachte, und Rose sprach mit der Tante und der Kusine von nichts als Ludwig, sorgte für keinen, als für ihn, führte kein Beispiel an, als ihn, nannte bei jeder Tugend ihn, und behauptete von jedem Fehler: den hat Ludwig nicht! Jeden Morgen, wenn sie zusammen kamen, empfiengen sie sich mit einem Freudengeschrei, und mußten sie sich verlassen, so sagte Ludwig betrübt: ach! Rose, adieu! Adieu, Ludwig! sagte Rose betrübt, und sie schlichen auseinander, und sahen beide zehnmal zurück. Saß er bei Ehrenbreit mit der größten Aufmerksamkeit, und er hörte Rosens Stimme, so stieg ein Engellächeln auf sein Gesicht. Das ist Rose! sagte er freundlich und horchte, und Ehrenbreit mußte eine Pause machen.

Ehrenbreit nahm Ludwigen jetzt zuweilen mit in die Stadt, um ihn näher mit den Gewerken der Menschen bekannt zu machen, und Ludwig hatte eine Art Freundschaft mit einem Tischler geschlossen, der ihm geduldig den Ge-

brauch aller seiner Handwerksgeräthe zeigte. Ehrenbreit gab dem Mann dafür eine kleine Entschädigung, und der Tischler bat Ludwigen öfter wiederzukommen. Dieser ließ sich das nicht zweimal sagen. Er gieng in die Stadt, und zum erstenmale allein, zu seinem Tischler. Diesesmal fand er ihn von sechs Kindern umringt. Ludwig lehnte sich an den Arbeitstisch, und sah den Spielen der Kinder zu, und zuletzt mischte er sich in die Spiele hinein, vergaß den Zweck, wozu er gekommen war, und spielte ein Paar Stunden. Der Tischler gab dem kleinen Fremden einen Apfel, und Ludwig war von den sechs Kindern umringt, die Troz dem Verbote des Vaters, etwas von dem Apfel forderten. Er vertheilte ihn, ohne etwas für sich zurück zu behalten, und das Spiel hob wieder an.

Beim nächsten Besuche brachte Ludwig ein großes Tuch voll Aepfel mit, und ein Gejauchze erhob sich, wie er die Aepfel austheilte. Dankbarkeit zog die Kinder an ihn, und Ludwigen an die Kinder. Ehrenbreit unterrichtete nun den Tischler, wie er sich gegen den Knaben

verhalten sollte; übrigens ließ man Ludwigen so oft zu ihm gehen als er wollte. Eines Tages spielte Ludwig mit den Kindern vor der Thüre, eben wie die an Karren geschmiedeten Gefangenen vorüber giengen. Ludwig wurde aufmerksam: auf einmal fielen ihm die Ketten in die Augen, mit denen sie an die Karren gefesselt waren. Er schauderte zusammen. Lieber Gott! rief er, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Er sprang auf den letzten Gefangenen zu, und fragte mit einer zärtlichen Stimme: was hast du gethan, armer Mann? Der Gefangene, den die Frage verdroß, machte ein grimmiges Gesicht, stieß einen Fluch aus, und hob die Hand auf, um Ludwigen zu schlagen. Dieser fuhr mit einem Schrei zurück. Der Wächter trat herzu, und schlug den Gefangenen. Ludwig fieng an heftig zu schreien: laßt! laßt! schlagt nicht! Der Gefangene fluchte, und Ludwig lief mit lautem Geschrei davon und nach Hause.

Bei seinem Eintritt ins Zimmer liefen ihm seine Mutter und Großmutter voll Angst ent-

gegen; Rose schrie auf: Ludwig! Selbst sein Vater erschrack; denn der Knabe war todtenbleich. Er stürzte seinem Vater voll der innigsten Betrübniß mit den Worten in die Arme: ach ich bin sehr unglücklich! und nun fieng er aufs neue an zu schluchzen, rang die Hände, und erzählte seine unglückliche Begebenheit. Noch hatte er nicht recht begriffen, warum der Gefangene ihn hatte schlagen wollen. Sein Vater erklärte ihm, daß der wahrscheinlich seine Frage für Spott angenommen habe, und dadurch aufgebracht geworden sey. Ludwigs Kummer wurde immer stärker dadurch, daß er sich als die unschuldige Ursache der Schläge betrachten müßte, die der Gefangene erhalten hatte. Er hörte nicht auf, von ihm zu reden: er bat seinen Vater, ihm irgend ein Mittel anzugeben, dem Gefangenen den Schmerz, den er seinetwillen erlitten hatte, zu ersetzen; und sein Vater versprach es ihm. Ehrenbreit kam nach einigen Tagen. Ludwig lief ihm sogleich mit nassen Augen und mit der Erzählung seiner Begebenheit entgegen. Ich weiß es schon, Lud-

wig,

wig, hob Ehrenbreit an: die Leute in der Stadt erzählen, du habest den Gefangenen geneckt, mit Steinen geworfen, bis er endlich nach dir geschlagen habe. Sieh, so übel reden die Leute von dir! — O laß sie reden! ach wenn ich nur erst den Gefangenen befriedigt hätte! Ehrenbreit bekam dann ein Stück Geld für den Gefangenen, und erzählte Ludwigen, wie der den andern Tag zu ihm kam, daß der Gefangene nun wieder mit ihm ausgesöhnet sey. — Nun also wird er mich nicht wieder schlagen, wenn ich ihn anrede? — Gewiß nicht, mein guter Junge. Dahin flog Ludwig. Ehrenbreit sah ihm nach, und sah ihn nach dem Stockhause zueilen. Ehrenbreit gieng ihm nach, und eben noch kam er zu rechter Zeit, der rührendsten Scene beizuwohnen.

Ludwig gieng in die Gefangnen-Stube, die ihm ein Soldat zeigte: er erkannte sogleich seinen Gefangenen, und dieser ihn. Der Gefangene, der das Geschenk erhalten hatte, zog sehr freundlich den Hut. Ludwig trat auf

ihn zu, und mit Thränen in den Augen, mit einer zitternden Stimme redete er ihn an: ich habe dich neulich beleidigt, lieber Mann! es hat mir von Herzen weh gethan: aber ich dachte nichts Böses bei der Frage. Sei nicht mehr böse auf mich! du giengst da vorüber, und eure Ketten — ach, das jammerte mich so herzlich! Und bei diesen Worten reichte er dem Gefangenen die Hand. Der war in Verlegenheit. das hat nichts zu sagen, junger Herr! — O, rief ein anderer: ich wollte mich wohl zehnmal schlagen lassen, wenn ich so viel Geld dafür bekäme, wie der da! Ludwig warf einen Blick voll des unaussprechlichsten Widerwillens auf diesen Menschen, der aber sogleich wieder in das höchste Mitleiden zerschmolz, wie ein alter Mann ihm ins Auge fiel, der traurig in einem Winkel saß, und mit der Miene eines tiefen Kummers ein trocknes Stück Brodt verzehrte. Der Knabe sah ihn aufmerksam an, und weinte sanft. Es thut ihm weh, Kleiner, hob der Alte an, daß ich trocken Brod esse? — Nein, antwortete

Ludwig: aber daß du gefesselt bist, alter Mann das thut — mir — sehr weh. Er konnte dies kaum vor Weinen hervor bringen. Er gieng jetzt auf den alten Mann zu, und hob die Kette auf und wog sie. Schwer, schwer ist die Kette; aber dies sollte nichts thun, wenn ich nur alle Tage einen Groschen zum trinken hätte: denn ich werde alt und schwach. Ludwig begriff schlechterdings nicht, wie die Fesseln nicht das größte Elend der Gefangnen wären, und doch drang ihm der Ton des alten Mannes durch die Seele. Er wandte sich ab, und erblickte Ehrenbreit, der hinter der Thüre stand. O Ehrenbreit, ich bitte dich, gieb mir Geld, schluchzte er ihm entgegen: gieb mir Geld! Ehrenbreit gab ihm die Hand voll Münze. Hier rief Ludwig, hier, alter Mann, theile es mit den andern. Die Gefangnen zogen die Mützen, wünschten alle mit lauter Stimme dem Knaben Gottes Segen; und Ludwig flog zur Thüre hinaus und versank laut weinend an Ehrenbreits Busen, und erst nach einigen Minuten hatte er sich so weit wieder erholt,

daß er mit Ehrenbreit über den Zustand dieser Menschen reden konnte.

So viel auch Ehrenbreit darüber sagte, so konnte er doch Ludwigen nicht bereden, den Verlust der Freyheit nicht zu hart für der Gefangnen Verbrechen zu finden. Nein! rief er voll Abscheu: gefesselt bis an den Tod! lieber gleich todt, als eine Stunde an Ketten! Der Anblick hatte eine große Wirkung auf des Knaben Herz gemacht. Er redete tagelang nichts anders als von Gefangenen, von der Leibeigenschaft: sein Haß gegen allen Zwang wurde noch feuriger, und seine Liebe für Freiheit noch romantischer.

Die Stadt trätschte weidlich über diesen Vorfall. Man war sogar toll genug zu sagen: der Knabe habe dem Gefangnen Abbitte thun müssen: daß hab ich ja auch, sagte Ludwig, wie sein Vater ihm es erzählte. Die übrigen Zusätze der Stadt belachte er, wenn sie lächerlich waren, oder hörte sie kalt und ruhig und ohne alle Wirkung auf sich an.

Noch größer wurde des Knabens Erstaunen, wie er nun hörte, daß fast alle diese Gefangene, theils durch drückende Armuth, theils durch ihre Unwissenheit und schlechte Erziehung zu den Verbrechen gebracht waren die sie in den Fesseln abbüßten. Sein Herz wurde erschüttert, bei einer Berechnung, die Ehrenbreit anstellte, daß manches Fest, manche Gasterey einer reichen Familie mehr koste, als die jährlichen Bedürfnisse einer armen ganzen Familie, und daß oft der Vater einer armen Familie ein Verbrechen begienge, um sich und seinen Kindern Brodt zu schaffen. O mein Gott! rief er, ist das möglich? Burchhard machte ihn jetzt mit dem Nahrungszustande aller Einwohner in seinen beiden Dörfern bekannt, und zu gleicher Zeit mit den Veranstaltungen, die er getroffen hatte, den Armen Arbeit, Fleiß und Unterhalt zu verschaffen. Der Knabe wünschte jetzt, jeden Armen mit Ueberfluß überschütten zu können, und man machte ihm nur mit Mühe begreiflich, daß der Ueberfluß zuweilen schädlich sey. Burch-

hard fieng jetzt selbst an, sich mehr und inniger mit dem Zustande und der Glückseligkeit seiner Bauern zu beschäftigen. Alle Verhandlungen deswegen wurden dem vierzehnjährigen Knaben vorgelegt: alle Gründe, warum man so verfuhr, ihm auseinander gesetzt, und Ludwig, obendrein noch ein paarmal von Betrügern angeführt, lernte schon jetzt eine Behutsamkeit, die über sein Alter war.

Hatte er einen Armen ausgefunden, der ihm elend schien, weil er jammerte: so flog er mit seinem offnen wohlthätigen Herzen ihm entgegen. Er quälte, er bat seinen Vater, Ehrenbreit, seine Mutter, dem Armen zu helfen: man überließ ihm die Art der Hülfe, und unterstützte ihn dazu mit Gelde. Er gab, ohne zu fragen, wie viel der Arme brauchte: er gab auf einmal alles, was er hatte. Burchhard spürte der Würkung nach. Oft wurde das Geld schlecht angewandt; oft war der Arme gar nicht unglücklich, nur unverschämt gewesen; und Burchhard machte nun Ludwigen darauf aufmerksam, wie viel Gutes er mit einer gleichen

Summe hätte wirklich thun können. Liebes Kind, sagte der Vater: Geben ist nicht befohlen, sondern Wohlthun: Geben ist sehr leicht; aber Wohlthun ist sehr schwer. Gieb nicht, mein Sohn, sondern mache glücklich! Burchhards Wohlthaten in den Dörfern, und Ehrenbreits Wohlthaten in der Stadt wurden eine Erfahrungsschule für den Knaben. Er lernte prüfen, um wohlthätig seyn zu können; er lernte mäßig seyn, um zu haben: sein Herz fand den Elenden, und seine Erfahrung half ihm.

Burchhard war selbst vorher in dem Falle gewesen, worin tausend und aber tausend sehr gutmüthige Menschen sind. Er war sehr geneigt, wohl zu thun: er hatte ein unbegränztes Wohlwollen gegen die Menschen, er war auch wirklich thätig, aber nur, wenn ein großes in die Augen fallendes Elend seine Phantasie und durch diese sein Herz erschütterte. Er vergaß unter den Geschäften seines Hauses, unter den tausend Kleinigkeiten, die seine Aufmerksamkeit forderten, über die Erziehung seines Sohnes, über eine Allee, die er wollte

anlegen lassen, daß so viele Unglückliche noch wären, die seiner Hülfe bedürften, und die zu mistrauisch, oder zu bescheiden, oder zu einfältig, oder zu verschämt wären, sich mit einer bestimmten Auseinandersetzung ihres Elends, und mit einer Erklärung, wie ihnen geholfen werden könnte, an ihn zu wenden. Sie sagten, ich bin arm; Burchhard gab, ohne zu fragen: ist es genug? Die Unglücklichen dankten dem großmüthigen Manne auch für diese Wohlthat, wenn sie auch nur das Elend tagelang von ihnen abhielt, und nun versanken sie wieder in ein vielleicht noch tieferes Elend, weil sie nun nach der empfangenen Wohlthat um einen Wohlthäter und um eine Hoffnung ärmer zu seyn schienen. Von dieser kleinen Begebenheit mit dem Karren-Gefangenen an, welche ein Gespräch über die Quellen der Verbrechen, und über die richtige Art wohl zu thun zwischen Ehrenbreit, Ludwig und Burchhard veranlaßte, von diesem Zeitpunkt an fühlte Burchhard, daß er selbst noch nicht diese Tugend besäße, die er Ludwigen lehren wollte.

Allein sein wahrlich schönes Herz führte ihn sehr bald auf den richtigen Weg zur Wohlthätigkeit. Er suchte den Unglücklichen auf: er machte sich dann, wie ein weiser Arzt, erst mit dem Uebel bekannt, dem er abhelfen wollte; dann wog er erst die Hülfsmittel mit dem Elende ab, berechnete Ursache und Wirkung, und wurde nun ein helfender Gott jedem Unglücklichen, dem er helfen konnte. Von seinem jetzigen Verfahren zog er die Regel ab, die er Ludwigen bei der Wohlthätigkeit gab, und deren wir oben erwähnt haben. Der Ueberfluß verschwand immer mehr aus Burchhards Hause, von Burchhards Tische, und der Ausgaben wurden nicht minder. Der Großmutter kam die schnelle Abänderung ein wenig bedenklich vor, und sie wollte ihr schlechterdings ihren Beifall nicht geben. Es kam hierüber am Tisch einmal zu Debatten. Die Großmutter vertheidigte die dritte Schüssel; denn Herr Sohn, wer will sich in der Leute Mäuler bringen? sagte die alte Frau! Sie kennen das Gesinde nicht. Den Armen geben? du lie-

be Zeit, wers glaubt! da heißts dann, wenn das Gesinde so etwas sieht, mit unserer Herrschaft muß es auch windig stehen!

Nun aber warum sollen denn das die Leute nicht sagen? fragte Ludwig: das ist doch ganz und gar gleich!

Das verstehst du nicht, mein Söhnchen; denn da denkst du gerade, wie dein Papa. Genug, wir müssen die dritte Schüssel beibehalten.

Und die Armen gar keine haben, liebe Großmutter?

Kurz, die Großmutter nahm keine Gründe an. Burchhard war auch milder gegen die Frau geworden, je älter sie, und je älter er selbst wurde. Er schwieg. Auch war ihm gerade so viel nicht drum zu thun. Ludwig aber, dems mehr am Herzen lag und der seinen Vater schweigen sah, stand auf, gieng zu seinem Vater und flüsterte ihm ins Ohr. — O du Herzensjunge! rief Burchhard entzückt und umarmte ihn. Die Großmutter drang darauf, zu wissen, was Ludwig gesagt habe,

Er bat mich, Ihnen, liebe Mama, die dritte Schüssel zu lassen, antwortete Burchhard, weil Sie es wünschten, und seinen Engländer dafür zu verkaufen. Ich kann zu Fuße gehen; aber die Armen können nicht hungern, sagte er.

Die Großmutter besann sich einen Augenblick. Dann traten ihr die Thränen in die Augen: sie stand auf und küßte Ludwigen. Nun wie Gott will, und soll ich noch eine Schüssel hergeben, so nehmt sie, Kinderchen. Ich esse ja doch nichts mehr von dem dritten Gerichte; aber reiten sollst du Ludchen, und wenn sie mich in einem Sarge ohne Hänge begraben sollten, und die Armen sollen essen, du Goldkind: Von Morgen an zwey Gerichte, und wenn die Burgemeisterin uns auch noch so viel hohnneckte. Hanchen hatte ihres Sohnes Hand gefaßt: ein freudiges Zittern flog aus ihrer Hand in seine. Mein Sohn! sagte sie, — eine Thräne trat in ihr Auge, sie stand auf, sahe durchs Fenster gen Himmel mit einem so fröhlichen muthigen Gesicht, als ob sie sich dem lieben Gott als Mutter des Kindes zeigen wollte.

Man muß nicht etwa denken, daß ganze Tage mit diesen Armen-Verhandlungen ausgefüllt wurden: auch nicht etwa, daß Ludwig ein trübsinniger Schwärmer gewesen wäre. Mit nichten! eine halbe Stunde nach der Scene saß er auf dem Engländer, trabte dahin, setzte über einen Graben, weil ein Paar Mädchen ihn betrachteten, und dann giengs in der Allee am Teiche hinunter, vor Rosens Fenster vorüber. Da gieng das Pferd geduldig und langsam. Rose lag im offnen Fenster, und warf ihn mit Papier, oder mit einer Blume, oder auch wohl mit einem Apfel, zeigte ihm das Stück von dem Hemde zum Fenster hinaus, das sie noch säumen müßte, ehe Tante ihr erlaubte, in den Garten zu gehen. Dann giengs wieder fort, und nach einer halben Stunde wieder vor Rosens Fenster vorüber, und Rose hatte die Hälfte schon vollendet.

Dann giengs in den Garten, Rosen entgegen. Dann erzählte Ludwig; dann Rose: sie lachten, sie schäkerten, sie haschten sich: dann fiel es Rosen ein, daß sie eilf Jahre alt war.

Pfui, Ludwig; nicht mehr haschen! Tante kanns durchaus nicht leiden. Komm, laß uns spatzieren gehen. Sie hieng sich an seinen Arm, sie giengen einen Gang hinab. Auf einmal sprang Rose fort. Hasche mich, Ludwig! Ludwig haschte sie. Sie drehte sich in seinen Armen um, legte ihre Hände auf seine Schultern, sah ihn freundlich an, und fragte mechanisch: hast du mich gehascht? Ludwig sagte freundlich: ach, meine liebe Rose! Oder sie setzten sich auf einen Rasen, fiengen an sich etwas zu erzählen: sie tändelte mit seinen Locken, oder legte den Arm auf seine Schultern, und streichelte mit der Hand seine Wangen. Er stockte in der Erzählung, und Rose hörte nicht mehr zu: Er sank an ihre Brust, und sagte, liebe, liebe Rose! und Rose wiederholte: lieber, lieber Ludwig! Dann schlugs drei. Da schlägts schon, lieber, liebster Ludwig! Ich weiß doch auch gar nicht, wo die Stunde bleibt! Von eins bis zwei laure ich mich manchmal tod auf die dumme Glocke; und von zwei bis drei hört sie nicht auf zu schlagen. Nun, ich muß gehen. Heute Abend

geh ich mit Kousinen ein wenig in die Allee. Hörst du? Ludwig schalt ebenfalls auf die Glocke, und schon schlug es ein Viertel. Adieu, Ludwig! Sie hüpfte fort. Ludwig sah dem reizenden Mädchen nach. Dann gieng er hinauf zu lesen. Die Blätter, die er die erste Viertelstunde las, mußte er jedesmal noch einmal lesen; denn er dachte noch immer an Rosen.

Zwar war der Umgang mit Rosen jetzt eingeschränkter als je. Sie sahen sich nur alle Tage zwei Stunden, von eilf bis zwölf, und von zwei bis drei. Haschen, Verstecken und manche andere Spiele, bei denen die dunkelen Theile des Gartens besucht werden mußten, waren untersagt. Ich sehe gern, sagte Madame Seeburg, sehr gern, wenn du mit Ludwigen deine Freundschaft fortsetzest; allein du bist beinahe erwachsen, wie er. Das Tollen hält euch von der Arbeit zu viel ab, und dann gewöhnt ihr euch daran; und du mußt nun nach gerade einen Menschen unterhalten können, ohne zu laufen, oder zu haschen. Geh mit Ludwigen spatziren, redet von dem, was ihr lernt u. d. gl.

Madam Seeburg fand bei dem immerwährendem Zusammenseyn der beiden Kinder eine Gefahr, die vielleicht nicht war. Sie wollte die Gefahr verringern, und vergrößerte sie. Ludwig und Rose hatten noch nie gefühlt, wie viel sie sich einander waren, als in dem Augenblicke, da sie sich einander nicht so viel mehr seyn sollten.

Zwar bekamen sie sich ausser den beiden bestimmten Spielstunden noch häufig genug zu sehen: Abends gieng gewöhnlich Madam Seeburg und Burchhards Frau in der Allee auf und nieder. Ludwig fehlte nie, von der Partie zu seyn. Allein eine solche Promenade war ihm mehr zuwider, als angenehm. Eben gieng er neben Rosen her: er hatte ihre Hand gefaßt, sie waren in tiefem Gespräch, und Madam Seeburg rief: Ludwig! Ein paarmal gieng er, und Madam Seeburg hatte eine Kleinigkeit zu fragen. Ludwigen verdroß das: er hatte immer wieder einige Minuten nöthig, seine vorige Situation mit Rosen zu gewinnen; denn ehe er Rosens Fragen alle: was wollte Tantchen? was

sagtest du? was sagte Tantchen dann? beantwortet hatte, waren schon wieder ein Paar Minuten verflossen, die er, dünkte ihn, besser hätte zubringen können. Ein paarmal antwortete er auch, wenn die Tante ihn rief: Ich habe jetzt keine Zeit! Und das war noch schlimmer; denn kurz darauf erscholl der Name: Rose! und Rose lief zurück; und kam die ins Plappern, so kam sie gar nicht wieder: er stand da wie von Himmel und Erde verlassen, und kauete an den Nägeln. Mit dem einfältigen Hin- und Hergehen wie ein Haufen Enten! sagte er dann verdrüßlich, wenn Rose endlich wiederkam. Laß doch, lieber Ludwig! sagte sie leise: es ist nun nicht anders! Spät noch lief er allein in der Allee umher, sah Rosen noch ein paarmal im Fenster: der Himmel weiß, Rose fand Abends, ehe sie sich mit Kusinen niederlegte, so viele Papierschnitzel und Blumen am Boden, die sie alle einzeln zum Fenster hinauswarf, daß die Kusine oft böse darüber wurde. Mädchen, hast du nun genug? fragte sie, nahm sie bei den Schultern, sah sie starr an: ich fürchte, du

wirst

wirst Ludwigen noch einmal todtwerfen! Das kleine Mädchen schämte sich, und das Fenster blieb ein Paar Abende unaufgemacht.

Alles das hätte Madam Seeburg vermeiden können, wenn sie die beiden unschuldigen Kinder nicht hätte hindern wollen. Die Liebe kennt sich selbst nicht, so lange kein Hinderniß in dem Wege liegt, den sie geht: werft der Liebe ein Steinchen auf den Weg, das sie hindert; sie mault und lernt ihr eignes Wesen begreifen. Tausendmal war Ludwig noch vor Rosens Fenster des Abends gewesen; sie rief: Da ist Ludwig! lief ans Fenster, öffnete es und rief: Gute Nacht! ohne je ein Papierschnitzel nöthig zu haben. Aber seitdem Tante gesagt hatte: Das schickt sich nicht! schwieg sie, erröthete, suchte einen Vorwand, und sollte sie sich noch einmal den Mund ausspülen, um das Fenster öffnen zu dürfen. Und konnte sie das alles nicht, weil schon ein: Mein Gott, mit dem ewigen Fenster aufmachen! sie hinderte, so nahm sie das Licht, und suchte immer an den Fenstern noch etwas, das nothwendig draußen liegen mußte, weil Rose jedesmal am Fenster

Licht und Kopf in die Höhe hob. Hast du etwa deine Nachtmütze zum Fenster hinausfallen lassen? fragte Kusine lachend. So etwas mußte Kusine thun, wenn Rose anders fertig werden sollte.

Die Kusine hatte wirklich Mitleiden mit Rosen, denn sie war mit ihr in einem Falle. Der Konrektor Ehrenbreit hatte die Kusine kennen gelernt, und, wie es jedem gieng, der sie kennen lernte, das Mädchen liebgewonnen. Seine Besuche bei Madam Seeburg wurden häufiger, und Ehrenbreit immer verliebter. Endlich entdeckte der Schulmann dem Mädchen sein Herz. Das Mädchen erröthete; lieber Ehrenbreit, sagte sie, was soll ichs Ihnen leugnen, daß ich Sie gern sehe. Sie sehen das selbst; aber ist Ihnen nichts von einer Begebenheit zu Ohren gekommen, die mich betrift? — Ein Stadtgeträtsch! — Diesesmal nicht ganz ein Geträtsch — antwortete die Kusine: sie erzählte ihm mit niedergeschlagenen Augenliedern, unter denen Thräne an Thräne sich herausstahl, ihre Begebenheit. Und Ehrenbreit blieb dabei, daß er sie liebe. Und nach einigen solcher Gespräche, gestand dann auch Ku-

sine, daß sie ihn liebe. Man gieng zu Madam Seeburg, erhielt ihren Segen. Niemand freute sich so darüber, als Ludwig und Rose; denn hinter dieser erwachsenen und vernünftigen Liebe, verbarg sich die kleine kindische Liebe der beiden so geschickt, daß sie seit zwei Jahren nicht so gute Zeit gehabt hatte.

Rose gieng mit Kusinen spatzieren; dabei war nichts Arges. Ehrenbreit kam mit Ludwig. Natürlich! man gieng, man plauderte, die Kinder verliefen sich, oder blieben: einerlei! man achtete ihrer nicht, und zuweilen mußte die kindische Liebe den größern Bruder aus seinen Träumereien erwecken. Kusinchen, sagte Rose, und that, als ob sie über ihre Schürze stolperte, bückte sich und besah die Schürze; denn eben lag Kusinchen dem Schulmanne am Busen: Kusinchen, die Tante geht auch spazieren, und es ist schon so spät! Rose setzte sich zu Kusinen, man erzählte eine Geschichte, deren Anfang Niemand gehört hatte, und man gieng dann.

Madam Seeburg sah wohl, was sie nicht sehen wollte. Sie eilte mit der Hochzeit; aber,

liebste Frau Base, warum so schnell? fragte Kusine. Dein Brautstand, liebe Luise, taugt für Rosen gar nicht. Die Kusine erröthete und sagte nichts mehr von der Eile; bald war sie Madam Ehrenbreit, und erhielt eine reiche Aussteuer von Madam Seeburg und Herrn Burchhard. Der Hochzeittag war für Rosen und Ludwig ein Freudenfest. Man hatte im Getümmel ihrer ganz vergessen, und während beide Familien beschäftigt waren, saßen Rose und Ludwig unbeschäftigt mit einander im Garten, und waren vielleicht eben so glücklich in ihrer Unschuld, als das Brautpaar.

Zu dieser Hochzeit ließ sich denn auch endlich der Rektor Gellner erbitten. Höchst selten hatte er sich von seinem Pult eine halbe Stunde abmüßigen können, um seine Rhode, wie er Rosen nannte, und seine Schwägerin zu besuchen. Jetzt kam er, um seines Kollegen Hymenäen zu feiern. Er war ein langer, ehrwürdiger Mann, mit einem sehr gutmüthigen Gesicht: ein Mann von unendlicher Gelehrsamkeit in der griechischen und römischen Litteratur; in allem, was vor zwei

tausend Jahren geredet, gedacht, gehandelt, gegessen und getrunken war, unendlich genau bekannt; aber desto unbekannter mit dem, was jetzt um ihn her vorgieng. Er trat feierlich in das Zimmer, worin die Gäste waren, wie in seine Klasse, und hielt an seinen Kollegen eine kleine lateinische Gratulation, die sehr witzig gewesen seyn soll, wie Ehrenbreit versicherte; bei der aber den anwesenden Gästen Hören und Sehen vergieng. Ludwig konnte keinen Blick von dem Redner verwenden: er glaubte den Cicero selbst zu hören. Nun hielt der Prediger eine kleine Rede, kopulirte das Paar: Madam Seeburg war tief gerührt, und sank ihrer Verwandte, die sie herzlich liebte, in die Arme: Gott gebe, rief sie, daß du glücklich wirst!

Ehrenbreit küßte der Seeburgen die Hand, und versicherte ihr in einer kleinen Anrede, daß er den besten Willen habe Luisen glücklich zu machen, daß er sie glücklich machen werde, daß kein Elend, kein Mangel je seine Liebe ändern könnten. —

Τουτὶ γὰρ τοι σεμνὸν τούτων ὧν εἴρηκας, μακαρίζω *) sagte der Rektor: aber daß Sie Ihre Jungfer Braut wirklich glücklich machen werden, daß können Sie nicht so sonder Zweifel versichern: das liegt noch im Schooße der Götter, und οὐκ ἀεὶ θέρος ἔσται, ἔρχεται χεῖμα **). Bedenken Sie, Herr Kollege: Μύρτος ἄλγεα φέρει ***) Ich spreche aus der Erfahrung; und ich möchte Ihnen auch, wie Nestor sagen, daß ich viel erlebt habe in meinen, Gott sey Dank! langen Lebensjahren! Der Nachmittag verlief, und der alte griechische Mann brachte seine Zeit sehr gut in Burchhards Gesellschaft hin, der ihm von Italien und Griechenland, wo er gewesen war, erzählte. Man setzte sich zu Tisch, man aß und trank, man stand auf, scherzte und sang: das Brautpaar verschwand, und der alte Mann war so heiter geworden, daß er der Gesellschaft eine Anekdote über die andere, theils von den Alten, theils von seinen Schülern ezrählte, die drollicht genug waren. Bei einer

*) Brav gesagt bis dahin!

**) Die Flitterwochen laufen bald weg.

***) Brautkranz, Dornenkranz!

von diesen Anekdoten wollte er sich auf seinen Kollegen berufen, und erfuhr erst, daß er schon verschwunden sey. Was fort? Schon fort? rief er komisch: das soll ihm übel vergolten werden! Er stand auf, faßte den Prediger bei der Hand und sagte sehr gravitätisch: Εἰ νυκτὸς αὐτοῖς προςβάλλοιμεν ἐκ λόχου *)? Wir beide, Herr Pastor! wie die homerischen Helden die Ilier überfielen? Er fuhr endlich nach Hause mit der Drohung, daß er das Brautpaar doch noch bestrafen wollte, und hielt Wort. Denn am andern Morgen um sechs Uhr war der Rektor mit ganz Prima und allen Chorschülern schon draußen. Er postirte das Chor vor die Kammerthüre der beiden Glücklichen, und sie sangen, oder vielmehr schrieen einen lateinischen Hochzeitgesang gegen die Thüre, daß beide Eheleute voll Schrecken aus dem Schlafe auffuhren. Der Konrektor stand auf, zog sich an, öffnete die Thüre, und kam hervor. Wie der Gesang zu Ende war, so überreichte ein Primaner den gedruckten Text auf ei-

---

*) Wollen wir sie hinterlistig die Nacht überfallen?

nem Samtkissen, und eine geschriebene Uebersetzung für die junge Frau. Der Konrektor flog auf den alten Rektor zu, schloß ihn in die Arme, und dankte ihm für das Gedicht. Der Rektor wollte nichts gestehen, und der Konrektor rief: Ich kenne ja den horazischen Stil! Endlich gestand er dann mit großer Heiterkeit zu, daß er das Gedicht gemacht habe, und freute sich sehr über seine Kriegeslist. Die junge Frau kam auch zum Vorschein. Der alte Mann neckte sie unbeschreiblich mit griechischen und lateinischen Versen, und war voll Erstaunen, daß die junge Frau nicht einmal darüber erröthete.

Diesen zweiten Tag erhielt auch Rose einige Aufmerksamkeit von ihrem Vater. Er erkundigte sich, wie es ihr gienge, und Rose erzählte ihrem Vater von ihrem Leben, von Ludwigen, und von dem letztern erzählte sie mit einer Geläufigkeit der Zunge, und mit einem Eifer im Ton und Blicken, daß der Vater Ehrenbreiten fragte, wer ist denn der Ludwig, Herr Kollega? Ehrenbreit sagte ihm von dem Knaben, von der Art der Erziehung, die er erhalten habe, so viel, daß

der alte Mann neugierig wurde, ihn zu sehen. Ludwig kam. Ehrenbreit wollte den Rektor für ihn einnehmen: eine ganz griechische Kleidung, Herr Rektor! sagte er, wie der Knabe sich ihm an Rosens Hand näherte. Bene! antwortete der Rektor. Der Rektor unterhielt sich mit Ludwigen, und freute sich über seine Dreistigkeit, über seine bescheidenen und gesetzten Antworten, obs ihm wohl, trotz seiner Liebe zu alten Sitten, ein wenig sonderbar vorkam, daß ihn der Knabe Du nannte. Er fragte ihn ob er die Griechen liebe, deren Kleidung er trüge? und Ludwig sprach mit einem so hohen Feuer von Sokrates, Diogenes, Phozion, Aristides und andern, daß der Rektor mit einer großen Rührung ausrief: solchen Glauben habe ich in Israel noch nicht funden! Er liebkoste den Knaben; Rose stand daneben, und mit jeder Liebkosung ihres Vaters stieg ein neuer Strahl von Freude in ihr Auge. Sie betrachtete Ludwigen: es war ihr, als ob er noch nie so schön gewesen sey!

Wie die beiden Kinder fort waren, so redete Madam Seeburg nicht ganz so beifällig von die-

ser Erziehung. Der Knabe hat keine Furcht vor Menschen, meinte sie, und fragte ihren gelehrten Schwager um seine Meinung. Der alte Rektor schüttelte mit dem Kopfe: Sie irren Schwester: Ἵνα μὲν αἰδὼς, ἔνθα καὶ δέος! sagt Plato. Ich wollte, nur zehn vom Gymnasio hätten so viel wahre Menschenfurcht, als dieser.

Das griechische Sprüchelchen, fing Ehrenbreit an, heißt auf teutsch: wer sich selbst achtet, fürchtet auch andere!

Recht! recht! das ist so ohngefähr der Sinn der Worte. Sehn Sie, Schwesterchen, meine Schüler fürchten den Stock, den Flegel, den Esel, die Ohrfeigen, die ich ihnen anhänge, oder das Karzer; mich nicht, weil es ihnen an Ehrfucht vor der Tugend fehlt. Der Knabe, der Ludwig Burchardi, —. Burchhard, Herr Bruder, sagte Madam, nicht Burchardi; — Burchhardi, Burchhardi filius! antwortete der Alte, will ich sagen: dieser Burchhardi fürchtet sich selbst und die Tugend; er fürchtet auch also andere Menschen. Denn ubi reverentia, ibi et timor. So ists eigentlich übersetzt, Frau Schwester!

Er kehrt sich doch aber gar nicht daran, was Menschen über ihn denken.

Und thut Recht, Frau Schwester; denn

Εἰ πᾶσι ταυτὸ καλὸν ἔφυ, σοφόν θ᾽ ἅμα,
Οὐκ ἦν ἂν ἀμφίλεκτος ἀνθρώπος ἔρις *)

Ich sage: frag dein Gewissen, und damit Holla! und laß die Menschen schwatzen, bis ihnen die Zunge weh thut.

Man sieht, der alte Mann hatte bei aller seiner Pedanterie eine sehr gesunde Philosophie im Kopfe; und er belegte fast jedes, was er sagte, mit Versen oder ein Paar Worten aus alten Dichtern und Weisen. Der Rektor bat den Konrektor, sich ferner des Knaben anzunehmen, und nur so fortzufahren. Gott würde den Baum schon segnen, daß er groß würde und Früchte trüge. Auch der alte Mann hatte Ludwigen gefallen; denn er hatte ihm sogleich ein Paar Anekdoten aus den Alten zum Besten gegeben, die den ganzen Beifall Ludwigs gehabt hatten. Noch

---

*) Man kann es keinem Menschen recht machen; der eine hält das für eine Schurkerei, was andere einen ehrlichen Streich nennen.

mehr, er war Rosens Vater, er hatte mit einer größern Bescheidenheit vor dem alten Manne gestanden, als je vor einem andern.

Die Hochzeit war vorüber, die jungen Eheleute in der Stadt, und Madam Seeburg war gezwungen, jetzt unabläßig Rosen in den Augen zu haben. Denn wandte sie den Rücken, husch, hatte Rose etwas im Garten oder vor der Thüre zu thun. Madam Seebnrg hatte jetzt zuweilen ein Geschäft bey den jungen Eheleuten in der Stadt. Rosen mitnehmen, ließ sich oft nicht thun, und sie Ludwigen so ganz überlassen, wie Ehrenbreit und Burchhard es meinten, gieng noch weniger. Das Mädchen war zwölf Jahre, und was noch mehr, sie schien funfzehn Jahre alt: Man überlegte hin und her, was zu machen wäre, da Madam Seeburg schlechterdings nicht zugeben wollte, daß beide junge Leute so oft allein seyn sollten, und dennoch die noch größere Gefahr nicht ableugnen konnte, die entstehen mußte, wenn man Rosen hinderte, ihn zu sehen.

Burchhard wollte eben so wenig, wie Madam Seeburg, seinem Sohn auch nur das kleinste

Hinderniß in den Weg zu legen, wenn er Lust hatte, mit Rosen zu reden, und eben so wenig ihn vor der Gefahr warnen, die ihn treffen könnte. Kurz, Madam Seeburg sah sich gezwungen, die ganze Mühe des Hütens auf sich zu nehmen, und die noch größere Mühe, diese Aufmerksamkeit auf Rosen zu verbergen. Sie gab ihr Arbeit über Arbeit; Rose war fleißig, nähte, strickte, stickte, las, und schien jetzt wenig mehr an Ludwigen zu denken. Die Mutter beobachtete ihre Blicke; Rose sah wol durchs Fenster, wenn Ludwig dahin gieng, nickte ihm durch die Glasscheibe zu. Das war alles, dann nähte sie wieder fort. Gieng sie einmal mit Ludwig, so hatte sie ihn kaum untergefaßt. Er schlug wol seinen Arm um ihren schlanken Leib. Rose bückte sich seitwärts nach einem Blümchen, und sie gieng wieder frei da.

Die gute Madam Seeburg war voll Freuden: sie schrieb dies einem Mittel zu, das sie ergriffen hatte, Rosen bessere Begriffe von der weiblichen Würde zu geben. Sie hatte ihr nämlich die Abend her aus Grandison vorgelesen.

Siehst du, sagte sie ihr, wenn sie ihr eine Stelle vorgelesen hatte, worin Henriette Byron figurirte: siehst du Rose, so müssen die Mädchen sich betragen, wie diese Henriette; Rose schwieg und strickte ohne aufzusehen. Nun, meinst du nicht auch? Ach ja, sagte Rose: hat sie ihn denn aber auch lieb? — Das hörst du ja, Mädchen! Ja das steht da wol; aber ich meine, ob sie ihn auch so recht lieb, so recht, ... so recht ..... wie — (Sie wollte sagen, wie ich Ludwigen, und erröthete) herzlich lieb gehabt hat? — O ja! das hätte ich nicht gedacht! sagte das kleine Mädchen, stützte den Arm auf den Tisch und schüttelte ungläubig mit dem Kopfe. — Ich glaube gar, Rose, Henriette gefällt dir nicht! — O ja, Tantchen, o ja, es muß ihr hübsch zugelassen haben, aber — Nun, aber — nun, was willst du sagen, Rose? — Ja, aber böse müssen Sie nicht werden, Tantchen! Die Leute sind recht gut, und auch so artig, das ist wahr; aber allemal, wenn sie mir von Henrietten und den Leuten vorlesen in dem Buche, so bin ich recht von Herzen froh, daß ich nicht mit dabei gewesen bin, daß ich

lieber bei Ihnen bin, Tante, als bei der Henriette.

Kleines albernes Ding! warum denn? — Ja, das weiß ich nicht; aber bange wird mir immer, daß ich einmal in eine solche Gesellschaft gehen müßte. Rose kam einmal in einer Stunde, wo sie allein war, über das Buch, und las von Klementine: und Henriette wurde ihr vollends gleichgültig.

Indeß sah die Seeburgen Rosen mit Ludwigen nicht mehr so vertraut. Die Folge unserer Lektüre! dachte sie! und las desto angelegentlicher. Die gute Mutter bedachte nicht, daß die Liebe, wie der Dichter sagt, die offenen Augen der Mutter verblendet, den Weg, den sie das zärtliche Mädchen führt, mit schweigendem Filz belegt, und mit Händen von Wolle die Riegel der verschlossenen Thüren öffnet.

Sie glaubte Rosens Umgang mit Ludwig in die Gränzen eines gewöhnlichen Umgangs gezwängt zu haben, und hatte sich betrogen. Sie war bei Burchhards. Der Regen heute Morgen hat recht wohl gethan, sagte Madam Seeburg.

Ich habe glücklich das Gewitter verschlafen! Es war sehr schön, meinte Ludwig: die Blitze unten am Horizont, die sich immer durchkreuzten, und gegen über die aufgehende Sonne! Du glaubst nicht, Tante, welch ein schönes Schauspiel du verschlafen hast. — Bist du denn so früh auf, Ludwig? Die Sonne geht ja jezt schon um halb vier Uhr auf? — Ich bin alle Morgen um drei Uhr schon mit Rosen im Garten. — Um drei Uhr schon? fragte Burchard mit einem frohen Lächeln. Mit Rosen? fragte Madam Seeburg mit einem empfindlichen Erstaunen. In der Morgenluft? fragte die Großmutter mit Besorgniß; und Ludwig antwortete, ja! Alle Morgen mit Rosen? fragte die Tante noch einmal: ja, antwortete Ludwig, von drei Uhr, bis du aufstehst, bis sechs. — Und was macht ihr die drei Stunden? — Ei nun, wir erzählen uns etwas, gehen spazieren, laufen, oder sitzen in der Klosterlaube, (die dunkelste Laube im Garten) und sind vergnügt.

Dieses Geständniß war der Tante höchst unerwartet; aber zu gleicher Zeit zeugte es von der

Un-

Unschuld der beiden jungen Leute, und es verdroß Tanten nichts weiter, als daß Rose sie so angeführt hatte. Sie kam zu Hause, und konnte sich kaum enthalten, Rosen ihre Empfindlichkeit zu äussern. Höre, Rose, fieng sie an, und wandte ihr Gesicht von ihr ab: wenn du morgen um drei aufstehst, so wecke mich doch um vier Uhr, und laß doch meinen Kaffee um die Zeit machen. Ich will morgen um sechs Uhr schon nach Ehrenbreits. Rose glühte wie eine Fackel: sie öffnete die Lippen, um Ja zu sagen, und verschloß sie wieder, ohne einen Ton hervorzubringen: und wenn du und Ludwig mitwollt, so kannst du es Ludwigen morgenfrüh sagen, wenn ihr im Garten zusammenkommt. Rose sagte kein Wort. Weiter sagte die Tante nichts, sie war wie sonst, ausser daß heute Abend nichts aus dem Grandison vorgelesen wurde.

Am andern Morgen fuhr die Seeburgen in die Stadt, um mit Ehrenbreits zu überlegen. Ehrenbreit fand Rosens frühes Aufstehen nicht, wohl aber ihr Schweigen darüber, verdächtig,

und da diese Liebe Ludwigen wirklich manche Stunde von seinen Geschäfften abhielt, so hielt er es für rathsam, Rosen ein Paar Jahre zu entfernen. Man sann nach einem schicklichen Ort für Rosen, und Ehrenbreit gab nur mit Mühe seine Einwilligung dazu, sie nach Braunschweig zu einer Anverwandtin zu senden, von der man weiter nichts als im Allgemeinen wußte, sie sey ein gutes Weib. Er beschloß, selbst nach Braunschweig deswegen zu reisen. Er fand dort die Umstände besser, als er gedacht hatte, machte in der Madam Seeburg Namen die Sache ab, und gab einem seiner Freunde den Auftrag, wie ein Vater, sich nach Rosen und ihren Begebnissen zu erkundigen, und, im Fall er etwas Unrechtes merkte, ihm sogleich Nachricht zu geben.

Nichts ahnend lebten beide Kinder noch zusammen: Ludwig war ein schöner junger Mensch von funfzehn Jahren, seine Züge fiengen an, sich auszubilden. Der schönste Knabe floß in den schönsten Jüngling zusammen. Sein Blick war herrschend und freundlich ernst, seine Stel-

lung edel, sein Gang fest und männlich, und alle seine Bewegungen zeugten von dem innern schönen Feuer, das seine Seele belebte. Rose war ein schlankes Mädchen, nicht gerade schön; aber durch ein Lächeln, durch eine milde, eine schmeichelnde Freundlichkeit, durch ein Paar der hellsten Augen, und durch den schönsten Mund unwiderstehlich reizend. Man mußte sie sehen, wenn sie vom Lager aufstand, und die langen blonden Locken noch frei auf den glänzenden wächsernen Schultern schwammen, so wie Ludwig sie jeden Morgen bis sechs Uhr sah. Ihr Gang war tanzend: ihre Sprache, mehr Gesang als Rede, zeugte von der innern ruhigen Fröhlichkeit ihrer Seele. Ihre Hand war warlich schön, so weiß, so rund, und in jedes Gelenk der runden weichen Finger ein Grübchen gedrückt, das Grübchen in die schönste Rosenfarbe getaucht. Es war der einzige Reiz, den sie selbst kannte, weil ihn Ludwig gelobt hatte; auch trug sie beständig Handschuh, ausser wenn sie bei Ludwig war, so zog sie sie ab. Ihr Hals war weiß wie Schnee, und schön gebaut; und ihre Ge-

stalt war schlank, weich und sehr edel gebogen. Ludwig stand oft vor ihr und betrachtete sie starr, ohne ein Wort zu sagen, und bog ihr den Kopf in die Höh. Dann schlang er seinen Arm um ihren Leib, drückte sie an seine Brust, und sagte mit einem sanften Entzücken: Wie schön bist du, Rose! Rose lächelte und drückte ihre Wange an seine, und lispelte: mein Ludwig!

Einen Morgen — Madam Seeburg hatte die Morgenbesuche fortgehen lassen, und war nur von Zeit zu Zeit selbst früh aufgestanden, um ihren Kaffee im Garten zu trinken — einen Morgen kam Rose in den Garten, still hieng ihr Blick am Boden, und Ludwig flog ihr entgegen. Sie schlug, wie sie seine Stimme hörte, ihre Augen auf, und diese Augen standen voll Thränen. Meine liebe Rose, was ist dir? rief Ludwig mit Zittern, und drückte das Mädchen in seine Arme. Ach, mein lieber, lieber Ludwig, ich soll fort, fort von hier! — Warum denn, liebe Rose? — Jetzt will ich dirs sagen: Tante will nicht haben, daß ich mit dir um-

gehen soll. Ach schon lange, lieber Ludwig, hat sie das nicht gewollt; sie — Aber warum denn mit mir nicht? Was thue ich dir Leids? — Leides nicht; ach nein! sie meint, daß ich unrecht thue, wenn ich dich lieb habe. — Wenn du mich lieb hast? Rose, ist das wirklich so? Die Tante ist doch ganz gescheut, und spricht ja beständig, daß man die Menschen lieb haben soll. — Ja, lieb haben soll ich dich wohl, aber — Wohl nicht lieber, als andere Menschen? Kennen wir uns doch besser! — Nein, ich soll dich auch wohl lieber haben als andere, dagegen hat sie nichts, aber — Nun? was verlangt sie denn? — Ja, sieh, ich soll dich nicht so lieb haben, so auf meine Weise, wie, so wie ich nun thue. — Wie aber denn? — So wie, da hat Tante ein Buch, und da sind ein Paar Personen drin, die sich auch lieben, und so meint Tante, sollte ich dich lieb haben! — Wie? das ist ein einfältiges Verlangen von der Tante! Wie kann sie dir irgend so was befehlen? Daran, Rose, kehre dich nicht. Aber wie haben sich denn diese Leute lieb? — Ach, Lud-

wig, nein! das ist nichts! so lieben oder gar nicht, das ist gleich. Sieh, da dürft ich nicht des Morgens noch unfrisirt zu dir kommen: ich dürfte dich mein Lebtage nicht so recht herzlich in die Arme drücken, wenn du mich so freundlich ansiehst: ich dürfte dir nicht aus dem Fenster zurufen, nicht mit dir allein wegschleichen. Nein, nein! die sitzen da gegen einander über, und quackeln immer fort, und er küßt ihr zuweilen die Hand. — Rose, wenn du nicht weintest, so glaubte ich, du hättest deinen Spaß mit mir. Die Tante ist ja doch nicht ohne Verstand? Wie kann man von Menschen verlangen, sie sollen sich so lieb haben, wie zwei andere in einem Buche! Rose, das hast du unrecht verstanden; das ist nicht möglich.

Lieber Ludwig! traue mir nur diesesmal: ich weiß es ganz gewiß, daß ich darum weg muß, weil ich nicht immer dir einen so tiefen Knicks mache, wie die Henriette ihrem Karl. — Du mußt weg? Wohin denn? — Nach Braunschweig in die Kost bei der Base Rehbergen. — Und was sollst du da? — Ja,

das weiß Gott! wer weiß, Ludwig, ob ich da nicht gar von dir ganz wegkomme, und dich mein Tage nicht wieder sehe? — Was hat denn die Tante dir doch am Ende zu sagen, wen du sehen und nicht sehen sollst? — Ja, lieber Ludwig, das ist mit der Tante ein anders, als mit deinem Vater. — Du hast ja auch einen Vater, Rose. Dies sagte Ludwig zögernd, als ob er sich auf etwas besänne. Dann nahm er Rosen bei dem Arme, zog sie fort und rief: komm, Rose! komm! Also du sollst fort? Komm! Er zog sie ins Haus, die Treppe hinan, und zu seinem Vater in das Schlafzimmer. Vater, rief Ludwig ihm entgegen, der erwachte, und sich die Augen auswischte: willst du mir Rosen wohl einmal aufheben, bis ich wieder komme? — Aufheben? Wie so? — Je, aufheben, bei dir behalten, bis ich wieder komme; aber gieb sie nicht heraus! — Aber mein Gott, Ludwig, was hast du denn? — Vater, sieh, die Menschen sind Narren, nach der Reihe, und Rosens Tante auch. Da sind ein Paar Leute in einem Buche, die haben sich, wie du immer sagst,

mit bloßen Verbeugungen und schönen Worten lieb; nun will die Tante, ich und Rose sollen uns auch so lieb haben. Wir wollen das nicht, und da soll das arme Mädchen fort nach Braunschweig!

Du bist ein Narr, Ludwig: wer hat dir das närrische Zeug in den Kopf gesetzt? sagte Burchhard lachend: was ist das für ein Buch? — Wie heißt das Buch? Rose, fragte Ludwig. — Grandison! antwortete Rose schluchzend. Burchhard lachte laut auf. Er schien nach gerade zu begreifen. Willst du Rosen aufheben Vater? — Wenn die Tante sie aber abfordert? Kann ich ihr ihr Eigenthum verweigern, Ludwig? — Eigenthum? Rose hat einen Vater. Doch Rose kann auch mit mir gehen. — Nein, Ludwig, ich verspreche dir, du sollst Rosen hier finden. Wohin — Ludwig war schon zur Thüre hinaus.

Ludwig lief zu Ehrenbreit, pochte ihn auf, und trug ihm die Sache vor, und bat sich seinen Rath aus. Ehrenbreit konnte sich kaum des Lachens enthalten, wie Ludwig ihm sehr

ernsthaft den ganzen Handel ausführlich erzählte, und mit philosophischen Gründen der Madam Seeburg das Eigenthumsrecht über Rosen abdisputirte. Ehrenbreit suchte ihm das Recht auffallend deutlich zu machen, das die Tante über ihre Nichte habe; allein vergebens, bis er dann endlich Ludwigen entdeckte, das Rosens Vater sein Recht auf sie der Madam Seeburg übergeben habe. Ludwig schlug die Hand vor die Stirn, und bedeckte die Augen. Allein, fuhr er nach einer Pause fort, wenn nun Rose von ihrem Vater nichts mehr verlangte, ist sie ihm dann noch Pflichten schuldig? Wenn nun Rose bei mir bleiben wollte? — Ob sie ihm dann noch Liebe und Dankbarkeit schuldig wäre, meinst du Ludwig? fragte Ehrenbreit, faßte ihn unter das Kinn, und sah ihn starr an. — Das weiß ich, das ist man jedem, so lange man lebt, schuldig, der einem Gutes erzeigt hat. Das meine ich nicht! — Gehorsam aber, meinst du? — Ob Gehorsam? das meine ich! — Du, Ludwig, hast Recht zu dieser Frage, weil du anders erzogen bist; wie

andere Menschen; allein frag Rosen selbst, ob sie nicht glaubt, ihrem Vater Gehorsam schuldig zu seyn? — Sie wird ja sagen, so gut wie du deinem Vater gehorchen würdest, ohne vielleicht ja zu sagen. Möchtest du Rosen zu etwas bereden, das sie selbst für Unrecht halten müßte? Ludwig legte die Hand wieder über die Augen, sann einige Augenblicke nach, und fragte dann: kommt denn gar keine Zeit, wo dieser Gehorsam aufhört? — O ja, antwortete Ehrenbreit, wenn die Kinder mündig sind, das heißt, wenn sie so vielen Verstand haben, daß sie ihr Schicksal selbst zu leiten verstehen, und das ist — Ich weiß die Zeit, sagte Ludwig, und gieng, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Er kam zu Hause betrübt an, und gieng auf seines Vaters Zimmer, und fand Rosen noch bei ihm. Hör, liebe Rose, fieng er an: besinne dich einmal: bist du deinem Vater Gehorsam schuldig? — Rose sah ihn freundlich an. Burchhard hatte sie während der Zeit schon getröstet. O ja, sagte sie: es ist ja mein Vater! Er küßte sie: liebe Rose hast du

mich lieb? — Von Herzen! daß weißt du ja. — Nun so komm mit zur Tante! Er gab ihr die Hand, und auf dem Wege sagte er ihr, daß sie reisen müßte, wenn ihre Tante es wollte. Rosen fiengen die Augen an naß zu werden, Ludwig sah es, und eine Thräne goß sich auch in sein Auge. Unrecht, fuhr er fort, dürfen wir nicht thun; aber ich will meinen Vater und Ehrenbreiten ersuchen, die Tante zu bereden, daß sie dich hier läßt; und läßt sie dich nicht hier, so — wie alt bist du, Rose? — Zwölf und ein halb viertheil Jahr. — Nun so sinds noch sechs Jahre, dann bist du frei in diesem Falle, wenn die Tante noch die Grille im Kopfe hätte: und sechs Jahre gehen auch hin!

Eben kam ihnen die Tante entgegen. Tante fieng Ludwig mit einer Art von Ehrerbietung an; du hast Vaterrecht über Rosen. Rose zupfte Ludwigen heimlich beim Aermel, um ihn zum Stillschweigen zu bringen; er sah sich um und fuhr fort, wie Rose nichts sagte. Du bist nicht damit zufrieden, wie wir uns

lieb haben, und Rose soll darum fort. Warum sagst du nicht: Ludwig, mache es so oder so, und sagst mir die Gründe dazu: du weißt ja, Tante, daß ich Gründen sehr gerne folge; — aber du verlangst etwas Unvernünftiges von uns beiden: wir sollen uns gerade so lieb haben, wie die Menschen im Buche. Jeder Mensch, Tante, hat ja seine eigne Nase für sich, und so muß er ja wohl noch eher seine Art, Jemanden lieb zu haben, für sich haben. Warum soll Rose weg? Meinst du, sie soll aufhören mich lieb zu haben, so bist du sehr irre; oder sie soll mir da einen tiefen Knicks machen, und Mosje Burchhard sagen, statt du, so kennst du Rosen und mich nicht. — Die Tante stand da wie versteinert. Sie sagte im Allgemeinen, daß sie die wichtigsten Gründe habe, Rosen nach Braunschweig, nur auf eine kurze Zeit zu senden, und gewiß, mein lieber Junge, es würde mir sehr nahe gehen, wenn Ihr Leutchen aufhörtet, Euch zu lieben, Du kannst ja Rosen von Zeit zu Zeit besuchen. Kommt, Kinderchen, gebt Euch die

Hände, versprecht euch ewig zu lieben, und, wenn Gott will, soll einmal ein Prediger eure Hände so zusammengeben wie ich jetzt.

Das war eine Idee, die Ludwig so wenig als Rose je so vollständig gehabt hatten wie jetzt. Rose fiel mit einem Freudengeschrei Ludwigen in die Arme, drückte ihren Mund auf seinen, und so standen sie eine lange Minute in der liebevollsten Umarmung. Das Unangenehme der Trennung war in dieser neuen Idee vergessen. Die wenige Tage, die Rose noch dablieb, verflossen unter immer neuen Ausmahlungen der Zeit, wenn der Prediger ihre Hände erst zusammengelegt hätte. Rose riß sich aus Ludwigs Armen mit Schluchzen, Geschrei und Küssen: sie wurde in den Wagen gehoben, der Wagen rollte dahin, und Ludwig gieng die drei ersten Tage umher, wie ein Schlaftrunkener, antwortete auf alle Fragen verkehrt, überhörte alle Glocken, versäumte alle seine Geschäfte, bis der Wagen wieder zurückkam, und Madam Seeburg ihm ein Briefchen von Rosen mitbrachte. Er las, und

steckte es ein, las wieder, las bei Tisch, las an allen Orten, bis dann endlich der Brief in Stücken gelesen, und zergriffen war.

Laßt ihn gehen sagte Burchhard: er muß Zerstreuung haben, behauptete Ehrenbreit; laßt Rosen wiederkommen! sagte Hanchen. Die Großmutter schimpfte auf Madam Seeburg, Burchhard und Ehrenbreit, und behauptete, der arme Junge könnte die Auszehrung bekommen.

Ehrenbreits Vorschlag erhielt die meisten Stimmen: Ludwig wurde auf das Gymnasium gesandt, und wohnte bei Ehrenbreits. Der Rektor freute sich, den jungen Menschen auf seine Schule zu bekommen, und ermahnte den Tag vor Ludwigs Einführung zur Verträglichkeit mit diesem sehr guten Jüngling, zur Toleranz gegen seine Eigenheiten: er ist, sagte er: ἄτρεπτος μεν ἀλκὴν, ἐλευθερος δὲ τὴν γνώμην, τὸ σῶμα δὲ καρτερὸς *), id est: invictus viribus animo liber, corpore robustus. Er fieng

---

*) Immer edel, sein Geist ist frey, sein Körper stark.

an, diese drei Eigenschaften des Jünglings auseinander zu setzen: und die Schüler hofften auf Ludwig, wie auf ein Wunderthier.

Ludwig trat in die Klasse: seine Kleidung war doch auf Ehrenbreits Vorstellungen ein wenig abgeändert. Er trug eine Art Reitkollet, das eng auf den Leib paßte, lange Hosen und Halbstiefeln, und in der Hand hatte er einen runden Hut. Er äußerte nichts von der Befremdung, die jungen Leuten so gewöhnlich ist; er betrachtete die Schüler aufmerksam der Reihe nach, und man fand nichts sonderbares an ihm, als seine Kleidung, die aber dem größten Theil der Schüler nicht mißfiel, weil sie sehr gut saß! denn, daß er den Rektor einmal unterbrach und ihm sagte: das hab' ich nicht verstanden! das war wohl mehr geschehen. Ehrenbreit hatte ihn vorher ersucht, den Rektor und ihn selbst Sie zu nennen.

Nach der Schule blieben die Schüler noch ein Paar Minuten; einige zwar hatten große Lust, sich an ihm zu reiben, allein das corpore robustus, dem Ludwigs Muskeln nicht

widersprachen, schreckte sie zurück. Nach einigen Tagen hatte Ludwig schon große Freunde in der Klasse. Seine Beharrlichkeit, seine Furchtlosigkeit, seine Ruhe, und das Imponirende in seinem Betragen, machte selbst auf die rohesten unter den Schülern Eindruck, und seine Theilnahme an allem erwarb ihm bald die Herzen der meisten Jünglinge.

In keiner Stunde war Ludwig beim Rektor lieber, als in den römischen Antiquitäten. Der Rektor redete mit einem so großen Enthusiasmus von den allermindesten Kleinigkeiten der Alten, daß er Ludwigen damit ansteckte. Einen Monat war Ludwig schon auf dem Gymnasio, als das Kapitel von den Kriegsgeräthschaften der Alten anhob. Der Rektor redete wieder mit einem großen Feuer von der vorzüglichsten Taktik der Alten, von ihren Belagerungen, sprach von ihren Katapulten und Ballisten, und von den ungeheuren Wirkungen dieser Instrumente, zeigte dabei Kupfer vor, auf welchen diese Werkzeuge gezeichnet waren.

Die Schüler besahen die Kupfer und gaben sie weiter: unser Ludwig brachte den Rektor in eine große Verlegenheit: er wollte eine Erklärung haben, wie und wodurch das Instrument diese Wirkung hervorbringen könnte. Der Rektor, dem es nie eingefallen war, den Mechanismus einer Balliste zu untersuchen, gab Ludwigen das Buch mit, um es zu Hause mit Gemächlichkeit nachsehen zu können, und Ludwig, der neugierig geworden war, gieng sogleich nach der Schule zu seinem alten Freunde, dem Tischler, um ihn zu Rathe zu ziehen. Ludwig erklärte erst dem Tischler die Absicht und Wirkung des Instruments, und der Tischler brachte so ziemlich den Mechamismus heraus. Er schüttelte indeß mit dem Kopfe, daß zusammengezwängte Darmseile so eine fürchterliche Wirkung sollten gehabt haben.

Ludwig kam auf den Einfall, von dem Tischler sich nach dem Kupfer ein Modell machen zu lassen. Das war in einigen Tagen fertig, und warf Bleikugeln ziemlich weit. Ludwig nahm sein Buch, sein Modell, und gieng

in die Schule. Der Rektor kam, und Ludwig zog sein Modell hervor, und überreichte es dem Rektor. Was ist das, fili? — Eine Balliste der Alten! — Me hercule! rief der Rektor, und besah das Ding von oben bis unten. Jetzt legte Ludwig eine Bleikugel auf den Wurflöffel, und schleuderte sie durch die ganze Klasse bis an die Wand. Der Rektor hatte eine große Freude, seine Theorie durch die Praxis bestätigt zu sehen, und, davon aber verlautbarte er nichts' nun doch einen Begriff von einer Balliste zu haben. Man sprach die Stunde von nichts, als den Ballisten der Alten, und man schoß wenigstens an hundert Löcher in den Kalch der Wand, um ihre Stärke zu probieren. Man gieng zufrieden und mit großer Achtung gegen das Geschütz der Alten auseinander.

Einige Wochen darauf war des Rektors Geburtstag, und Ludwig schlug vor, ihm heimlich eine größere Balliste verfertigen zu lassen, und sie ihm zu schenken. Das geschah. Die Balliste wurde beim Tischler bestellt, und zwei Tage vor dem Geburtstage war sie schon fer-

tig. Sie wurde den Abend vorher im Triumph auf den Kirchhof gefahren. Die Schule versammelte sich um das Werkzeug her, man staunte es an; einige Bürger, die vorüber giengen, blieben stehen und fragten: Ist das eine Feuerspritze? Das Getümmel wurde größer. Die Bürger betrachteten das neue Ding, das schon zweitausend Jahre alt seyn sollte, und wußten nicht, was sie daraus machen sollten. Ludwig erklärte ihnen den Gebrauch der Maschine. Sie schienen das zu bezweifeln. Je, rief ein lustiger Kopf, laßt sie uns einmal probieren! Wir müssen sie gerade über des Superintendenten Garten weg richten, da thuts keinen Schaden. Man richtete, man brachte mit der Winde den Wurflöffel zurück, man legte einen Stein auf den Löffel. Der Superintendent lag mit einer Pfeife im Fenster, und fragte einmal über das andere seine Frau: was doch die Schüler da haben mögen? Auf einmal flog die Winde loß. Der Superintendent hört ein Geschrei, und sieht einen Stein in die Luft fahren, der die Richtung nach ihm nimmt. Er

schreit auf. Aber der Stein war ihm nicht fürchterlich, sondern dem Schutzheiligen der Kirche, dem Bischof Martin. Die Balliste hatte bei dem Aufwinden eine falsche Richtung genommen, und der Stein traf des Bischofs Esel, und warf ihn samt dem heiligen Bischofe mit Ungestüm unter einem donnernden Geprassel von der Spitze der Vorhalle, auf der er seit dreihundert Jahren stand, herab.

Herr Jesus! Gott sey uns gnädig! rief der Superintendent zum zweitenmal, wie er das Geprassel hörte, und bückte sich, als ob die Decke über ihm einstürzen sollte. Ein Geschrei auf dem Kirchhofe: Herr Gott! die Kirche! die Kirche! zog ihn wieder ans Fenster, und eben verschwanden alle Schüler in die Winkel des Kirchhofs und der nahe gelegenen Gassen, und die Bürger hielten auch nicht länger für rathsam, den Erfolg abzuwarten. Der Superintendent, wie er alle voll Schrecken davon laufen sah, vermuthete etwas sehr Böses, und lief sogleich durch seinen Garten zu dem Herrn Gevatter, dem Rek-

tor, und rief ihm mit seiner lauten Deklamatorstimme zu: Herr Gevatter, um Gotteswillen, kommen Sie herunter, die Schüler reißen mir die Kirche ein! Was? Wie? Wer? Die Kirche? — Kommen Sie herunter, geschwind! Der Rektor kam im Schlafrock, und die beiden Herrn eilten auf den Kirchhof. Die Schüler hatten sich indeß, nachdem der erste Schrecken vorüber war, wieder gesammelt, und wollten nun die Balliste wegführen. Der Rektor überraschte sie, und sie blieben starr wie Bildsäulen stehen. Mit seiner hellen schallenden Stimme redete er sie zornig an: Εἰπέ μοι, τί πάσχετ', ἄνδρες, ἕστατ' ἔκπε', πληγμένοι; ὦ πονηροὶ, μὴ σιωπᾶτε *)! — Ich habe einen Schrecken gehabt, Herr Gevatter, fiel der Superintendent ein, der das Griechische nicht leiden konnte. Der Esel ist aber doch noch beinahe ganz, Herr Rektor, sagte ein Schüler. — Was sagt der Schlingel? fuhr der

*) Sagt mir, was steht ihr da, das böse Gewissen in den starren Augen, ihr Bösewichter! sprecht!

Rektor auf, der den Esel auf den Geistlichen zog. Der Superintendent fragte: wie nennt er mich? Grobian! — Herr Superintendent! ich spreche vom Esel. — Von welchem? — Von des Bischofs Esel! und dabei zeigte er hinauf nach der Stelle, wo der Esel gestanden hatte. Der Superintendent sah jezt den Verlust, wie er die Augen dahin wandte, wohin der Schüler zeigte. Ach Gott! mein Bischof! Sehn Sie, Herr Gevatter, den Bischof haben die Bengel herabgeworfen! Der Rektor, der noch nichts von dem Handel begriff, folgte dem Geistlichen, der nach den Trümmern seines Heiligen rannte. Hier lag der Bischof völlig zertrümmert auf dem Pflaster. Der Esel war wirklich noch ziemlich ganz. Nun, der ist doch noch ziemlich gut davon gekommen! sagte Ludwig. Das geht den Eseln fast immer so! antwortete der Rektor ungeduldig, daß er nicht erfahren konnte, wie das zugegangen war.

Jezt aber stieg der Zorn des Superintendenten bis zu einer furchtbaren Höhe. Ich fodere Genugthuung, Herr Gevatter, für den

Bischof! Man soll sie exemplarisch und öffentlich bestrafen, die Urheber! Aber so redet, fieng der Rektor an: wie habt ihr es angefangen? — Mit einer Balliste, Herr Rektor! sagte Ludwig. Sehn Sie! Da morgen Ihr Geburtstag ist, lassen wir eine große Balliste machen. Wir bringen sie hieher auf den Kirchhof. Einige Bürger bezweifeln die Wirkung derselben, und wir, weil da Raum über den Garten ist, wollen sie probieren. Nun giengs so unglücklich: der Stein traf den Bischof. Wie der Rektor das Wort Balliste hörte, so verschwand der Zorn aus seinem Auge. Er ließ sich zu ihr führen, und besah sie lächelnd: und den Bischof hattet ihr in einemmale herab, oder schosset ihr öfter nach ihm? fragte er neugierig. Er lief wieder zu dem zertrümmerten Bischoff, besah seine Größe. Und, wo ist der Stein, den ihr warft? — Hier, Herr Rektor!

Der Superintendent war geduldig mitgegangen, um endlich doch Zeuge von der Strafe zu seyn, die der Rektor diktiren würde. Der Rektor wog den Stein, gab ihn dem Geistlichen:

wägen Sie ihn einmal! er ist nicht so schwer und doch die gewaltige Wirkung! Des Bischoffs Esel ist ein gewaltiges Thier. Wägen Sie den Stein einmal, Herr Gevatter! — Ja, ja, die unvernünftigen Bengel hätten können einen Menschen damit todtwerfen! — Einen Menschen? ich glaube, zehn, wenn der Stein darnach gekommen wäre. Bedenken Sie doch, den steinern Bischoff, sammt seinem Esel! Seht ihr, Komilitones, jetzt habt ihr einen intuitiven Begriff von der Wirkung des Geschützes der Alten!

Aber mein Bischoff, Herr Gevatter! fuhr der Geistliche auf. Es ist ein Glück, daß es kein Mensch gewesen ist! antwortete der Rektor kalt. Ich will aber die Bengel bestraft haben! — Sie hören ja, daß es ein Zufall gewesen! — Ein Zufall? ich behaupte, es ist eine vorsetzliche Gottlosigkeit gewesen! ein Kirchenraub! — Wie fuhr der Rektor auf, eine Gottlosigkeit? Δέλε μοι, πϱος Δὶος, ποῖον δή τι τὸ ἐυσεβὲς Φης εἶναι καὶ το ασεβές? *)

---

*) Sagen Sie mir, ums Himmels willen, was ist denn Gottlos, und was nicht?

Wie gesagt, der Superintendent konnte kein Griechisch leiden, er lief davon, und rief noch: ich will mir schon Satisfaction verschaffen, Herr Gevatter! und Sie und das ganze Gymnasium sollen unterliegen! Das schwör ich Ihnen! — und so warf er die Hausthüre zu.

Nun wurde die Balliste mit großem Triumph in das Gymnasium gezogen, und man gratulirte schon heut Abend dem Herrn Rektor zu seinem morgenden Geburtstage, brachte ihm noch eine Nachtmusik, und an des Superintendenten Thüre klebte ein satirischer Kopf einen Zettel, mit den Worten: den einen schlug das Geschütz, den andern die Sprache der Griechen!

Die Geschichte machte Aufsehen: zum Glück war des Burgemeisters Wilhelm einer von denen, die das Probieren der Balliste betrieben hatten, und so wurde der Handel unterdrückt, und die Ueberbleibsel des Heiligen wurden in die Ecke der Vorhalle geworfen, ein ewiges Andenken an das Geschütz der Alten; allein der Superintendent dachte jedesmal, wenn er an den Ruinen vorübergieng, auf Rache. Ludwig

war der Erbauer der teuflischen Maschine gewesen, auf ihn fiel seine Rache; und es wurde seit der Zeit für bekannt angenommen, daß Ludwig bei allen Possen, welche die Schüler trieben, der Fahnenführer sey.

Der Rektor ließ indeß den Löffel von der Balliste abnehmen, damit nicht ein neues Unglück entstände. Ehrenbreit konnte den Athem gar nicht wiederfinden vor Lachen, wie er es hörte, und jedesmal, wenn des Bischofs erwähnt wurde, kam ein neuer Paroxismus des Lachens, über das er nie Herr werden konnte, sogar, daß er einmal laut auflachen mußte, da der Superintendent bei der Einführung eines Schulkollegen, von dem mühseligen Leben aller derer redete, die an der Aufklärung der Menschen arbeiteten, so daß auch oft die Verfolgung noch länger, als ihr Leben dauerte. Hiebei fiel dem Konrektor, der ein sehr heiterer Mann war, das Geschick des guten Martins ein, und er lachte überlaut, so daß der Superintendent schlechterdings aufhören mußte; und die ganze Feierlichkeit ein schnelles Ende mit Lachen gewann.

Die ganze Stadt kam nach und nach, um das Geschütz zu besehen, das dem heiligen Martin so gefährlich geworden war; und das Gymnasium erhielt durch den Besitz dieses furchtbaren Geräths eine gewisse Art von Achtung, die sich bei einer Gelegenheit sehr bestimmt äusserte.

Es waren noch keine zwei Monate seitdem hingelaufen, so rotteten sich, durch die Verhaftnehmung eines ihrer Mitbrüder aufgebracht, die Handwerksbursche zusammen, und umgaben das Rathhaus, wo ihr Mitbruder gefangen saß. Man sandte von Raths wegen zu ihnen, und ließ sie ersuchen, nach Hause zu gehen, damit der Gefangene ruhig könnte zur Stadt hinausgebracht werden. Gerade an diesem Tage hatte Ludwig endlich von dem Rektor nach vielem Bitten die Erlaubniß erhalten, die Balliste einmal auf freiem Felde zu probieren. Der Konrektor Ehrenbreit versprach, selbst gegenwärtig zu seyn; der Löffel wurde wieder befestigt; mit einem Freudengeschrei spannten sich die Schüler vor, und zogen die Antike gegen den Markt. So wie sie durch die Gasse, die zum Markt

führte, zogen, so sammelten sich die Menschen um das Geschütz her. Ein dumpfes Gerücht flog vor ihnen her: die Balliste kommt! Und dieses Gerücht flog bis auf den Markt, und verbreitete sich dort unter der Menge der Handwerksbursche, schon mit dem Zusatze, daß der Rath dem Gymnasio befohlen habe, mit dieser Balliste die Handwerker vom Markte zu treiben. Jetzt kam der Zug der Schüler mit der Balliste aus der Gasse auf dem Markte zum Vorschein. Man hielt, weil man erst Platz haben wollte. Die Balliste! Die Balliste! schrie alles: sie legen schon den Stein auf! Einige Furchtsame, denen nicht wohl bei dem Handel war, und das Schicksal des Bischoffs fürchteten, fiengen an zu laufen. Das laufen wurde allgemein, und nach einer Minute war der Marktplatz ganz von Menschen rein, und der Gefangene sowohl, als die Balliste konnte nun ohne Hinderniß transportiret werden.

Auch die Probe mit der Balliste hatte einen sehr glücklichen Ausgang, und die ganze Schule kehrte mit einem großen Enthusiasmus

für die griechischen Alterthümer heim. Man machte von allen Geräthen der Alten Modelle, und Ludwig wurde, durch diesen Eifer für Griechenland, der erklärte Liebling des Rektors. So erwähnte der Rektor eines Tages eines Peitschen-Konzertes bei einem Feste des Bachus. Der alte Mann schüttelte hiebei selbst ungläubig den Kopf, und meinte selbst, daß das wohl unter die incredibilia gehöre. Allein der Präfektus des Chors war anderer Meinung, und behauptete, daß sich Peitschen so gut stimmen ließen, wie Flöten; denn, Herr Rektor, — und nun hob er an ihm begreiflich zu machen, daß, je feiner und kürzer die Peitsche wäre, desto höher müßte der Ton seyn, et vice versa, gerade wie bei den Metallsaiten. — Hm! hm! sagte der Rektor: sollte das wahr seyn? Der Präfektus erbot sich, beleidigt durch den Zweifel, zu einer Probe, und der alte Mann sagte kopfschüttelnd Ὀκνῶ, μὴ μάταιος ἡμιν ἡ ςρατεία γένηται, id est: ich fürchte, er wird ein Windey legen. Kaum war die Schule vorüber, so rief der Präfektus die

Choristen zusammen; man holte alle Materialien, um Peitschen zu machen. Die Peitschen waren gemacht, wurden mit großer Mühe gestimmt, und man brachte so ganz leidlich die sieben Töne hervor. Nun schrieb der Präfektus eine leichte Arie an die Tafel, und die Peitscher Peitschten die Arie, zu großem Jubel der Klasse, und zu großem Erstaunen der übrigen Schullehrer, die vor der Thüre von Prima das fürchterliche Fuhrmannsklatschen hörten, heraus.

Das Takthalten war zwar ein wenig mühsam; allein desto größer war auch die Ehre die hier zu erpeitschen war, die Ehre der griechischen Alterthümer. Zwei Tage hindurch übten sich die Herren noch, und dann, bei der nächsten Antiquitätenstunde, wurde der Rektor bei seinem Eintritte von diesem gellenden Konzerte empfangen. Jetzt begriff der Subkonrektor, der den Rektor hatte in Prima hineingehen sehen, noch weniger von der Sache. Er hörte zu seinem Erstaunen mit einer großen Ordnung diese entsetzlichen Töne fallen, hörte, was

er jezt vermuthete, weder ein ὦ πονηροὶ! oder ein: ihr Bengel! von dem Rektor, sondern ein lautes Gelächter, das er aufschlug, weil er sah, daß man nach Noten peitschte. Sufficiat! rief er endlich. Die Peitschen wurden weggelegt, und der Rektor meinte, die griechischen Peitschen müßten besser geklungen, oder die Griechen müßten nicht so zarte Ohren gehabt haben, als er; zwar im Freien setzte er hinzu, und unter Begleitung mehrerer Instrumente möge es angenehmer geklungen haben.

In Prima war damals einer von denen Köpfen, die sich nicht glücklicher fühlen, als wenn sie auf Kosten Anderer lachen können. Dieser Mensch, der Sellhoff hieß, schloß sich von Anfang an Ludwig an, weil ihm dieser durch seine Sonderbarkeiten eine große Ausbeute von fröhlichen Stunden versprach. Wie er ihn näher kennen lernte, so konnte er sich nicht entbrechen, den jungen Menschen hoch zu halten; allein, troz dieser Achtung brauchte er ihn dennoch immer, wenn er einmal recht herzlich fröhlich seyn wollte. So brachte ihn

dieses Peitschenkonzert auf eine neue abentheuerliche Idee, bei dem bevorstehenden Aktus ein ganz vollständiges Bacchusfest zu geben: Ludwig hörte ihn darüber reden; das Feuer, mit dem jener davon redete, steckte diesen an. Man zog nach und nach die ganze Schule in die Idee, und die Anstalten wurden so heimlich als möglich dazu gemacht. Der größere Theil der Schüler wußte nichtmal, was das Fest zu bedeuten haben sollte.

Ludwigs und Sellhoffs volle Börsen schafften alle Hindernisse aus dem Wege. Der Tag erschien. das ganze geehrte Publikum war in Prima versammelt, und hatte Langeweile bei den Reden, über Freundschaft, Wissenschaften Tugend u. s. w. Sellhoff redete von des Bischofs Martins Verdiensten um Deutschland, und von den Verfolgungen, die er erlitten hatte; der Konrektor lachte in sein Schnupftuch, der Superintendent warf wüthende Blicke auf Ludwigen, der schon am Katheder stand, um sogleich nach Sellhoff aufzutreten. Ludwig redete von den Kriegsgeräthschaften der Alten,

und

und ihren fürchterlichen Wirkungen: der Superintendent hielt diese beiden Reden für eine Satire auf sich und den Bischof Martin: es war von Ludwigs Seite Zufall, obwohl Sellhoff ihm dies Thema aufgeredet hatte. Sellhoff betrachtete den Superintendenten, und weidete sich an seinem aufgedunsenen Gesicht, und an den Zeichen der Wuth, die er von sich gab, und so war das Abendschauspiel schon eingeleitet.

Man gieng endlich, weil Niemand mehr da war, der die hochansehnliche Gesellschaft um einige Geduld bitten konnte, und die Schule versammelte sich bei Sellhoff, um Anstalt zu dem Bacchusfeste zu machen.

So oft ein Aktus war, brachten die Schüler auch immer am Abend, dem Superintendenten, dem Burgemeister und dem Rektor eine Nachtmusik mit Fackeln. Jedesmal also versammelten sich die Familien dieser drei Herren in ihren Häusern, um als Theile der Familie auch Theil an der Musik zu nehmen.

Gegen acht Uhr — Finsterniß lag schon zwischen den Gräbern vor des Prälaten Thüre —

brachte der kleine Fritz die erste Nachricht: sie kommen! Papa, sie kommen! Gut, mein Söhnchen! und die Gesellschaft begab sich in die Wohnstube, welche auf den Kirchhof sah, und besetzte die Fenster. Ein verwirrtes Geräusch scholl vom Gymnasio herauf: schon wurden die entferntesten Häuser durch den Glanz der Fackeln sichtbar: jetzt glänzte die Vorhalle berühmten Andenkens, und der Superintendent erseufzte tief. Ach! Ach! Ach! riefen alle Frauenzimmer, voll Erstaunen zum Fenster hinaus, da sie den unerhörten Zug sahen, der sich um die Kirche nach dem Fenster zubog.

Vorauf zogen vier Satyren mit langen Fackeln, und Thyrsus-Stäben, mit Weinlaub bekränzt und vergoldeten Hörnern: hinter ihnen folgte, von vier Bacchantinnen gezogen, ein Wagen, dessen Gestalt unbekannt war, den aber der Prälat sehr bald für die fürchterliche Balliste erkannte. Oben darauf saß Ludwig, einen goldenen Becher von Pappe in der einen Hand, einen Thyrsusstab in der andern. Er war in röthliches Leinen gekleidet, über seinen Schul-

tern hieng ein Tigerfell; und ein Sekundaner, wie eine Nymphe angethan, saß neben ihm, und erhielt des Gottes Bacchus Huldigungen. Neben dem Wagen erscholl, so lange er sich bewegte, eine stille Flötenmusik, nur von den leisen Taktschlägen der Klapperbleche begleitet. Hinter dem Wagen kamen wieder Fackeln, welche von Satyren getragen wurden.

Dann kam auf einem Esel Sellhoff als Silen. Er hatte sich ausgestopft, um recht dick zu seyn, trank von Zeit zu Zeit auf seinem Esel, und war von vier Satyren unterstützt, damit er nicht vom Esel herabtaumelte. Zwei Satyren führten den Esel: dann kam der Troß der Bacchanten und Bacchantinnen mit Bacchustrommeln, Klapperblechen und Peitschen fürchterlich bewaffnet: endlich ein Haufen Volk aus der Stadt, der aber so schweigend den Zug begleitete, als ob es ein Leichenzug gewesen wäre.

O, das ist schön! das ist excellent! riefen die Frauenzimmer, wie sich der Zug näherte. Wer ist das auf dem Wagen? ach; das ist Barchhard! — So? — Sehn Sie mal! das

Mädchen bei ihm! — das sieht doch wirklich hübsch aus! — Herr Gott; Herr Gott! da kommt auch einer geritten! — Ja wirklich! — Herr Gott, sehn Sie, auf einem Esel! Wer soll das seyn? — Auf einem Esel? J, du mein Gott, ja, ja! — Sehn Sie und die viere — die ihn halten! — Herr Gott, Herr Vetter, was soll denn das vorstellen? — Ja, ich weiß es nicht! antwortete der Prälat, dem der Esel und die Balliste schwer aufs Herz fielen.

Die Leute, die unter den Fenstern standen, unterhielten sich, eben wie die Damen in den Fenstern, von der Bedeutung des Zugs, und sprachen von der Deutung als von einer ungezweifelten Sache; denn Sellhof hatte die Bosheit begangen, einigen Mägden zu verstehen zu geben, daß der ganze Zug eine Siegesfeierlichkeit wäre, die zu Ehren der Balliste und ihres Erfinders Burchhards, und zur Schande des herabgeschossenen Martins angestellt wäre, und hatte ihnen dabei gerathen, unter des Superintendenten Stubenfenster sich zu stellen, weil sie da alles am besten sehen könnten.

So wie also der Zug sich näherte, so sprachen die Mägde ebenfalls; und der über sie stehende Prälat, und seine Gesellschaft verloren kein Wort. Sieht sie, Nachbarin, fieng die unterrichtete Magd an, da kommt die Balliste! Sieht sie, und Mosje Burchhard sitzt darauf: der hat sie erdacht, und die vorn das sind vier Teufel! Sieht sie die Hörner wohl? die müssen leuchten; und vier Engel ziehen die Balliste, und ein Engel sitzt beim Mosje Burchhard! J, Herr Gott! — Ja! ja! Nun seh sie, da kommt der Bischof Martin auf seinem Esel! Sieht sie! — Herr Gott, ja! und den ziehen ja sechs Teufel. — Ja, ja! So gehts zu! Nun seh sie auch einmal, er betrinkt sich auch noch auf seinem Esel, der Saufaus! Sie müssen ihn ja halten die Teufel! — Und die andern? — Je nun, das sind Engel mit Palmzweigen!

Man mache sich einen Begriff von dem Erstaunen des Superintendenten über die Verwegenheit der jungen Leute, von seiner Wuth über die Beschimpfung, und von seiner Angst und Unentschlossenheit, was er machen sollte. Der

Zug näherte sich immer mehr, und hielt endlich vor dem Fenster des Geistlichen still. Ludwig saß in der Majestät seiner Gottheit auf seinem Triumphwagen. Silen wurde jetzt an die Seite des Wagens geführt. Die Flöten schwiegen. Die Bacchanten, die Bacchantinnen, die Satyren standen in einem großen halben Kreise vor den Fenstern. Bacchus gab ein Zeichen mit seinem Thyrsusstabe, und schnell erhob sich ein höllisches Geräusch der Klapperbleche, Trommeln und Peitschen, und dazwischen jauchzten die Choristen die Ode: quo me rapis, Bacche, tui plenum! die der Präfektus in die wildeste Musik gesetzt hatte.

Die unverschämten Bengel! rief der Prälat zwischen diesen Lärm: da sollte einen der Schlag rühren vor Aerger! Er zitterte an Händen und Füßen, und wurde bleich vor Aerger, und roth vor Zorn. Frau, Vettern und Basen sammelten sich um ihn her, und tobten, wie sie die Ursach seines Zorns erfuhren, mit ihm um die Wette; die jungen Mädchen sahen verstohlen zum Fenster hinaus; der

junge Gott zwang ihnen durch seine Blicke Verzeihung ab für die Unverschämtheit, ihren Herrn Vetter zu beschimpfen. Was, Herr Vetter, rief der zweite Stadtburgemeister, ein kleiner, runder, rother, heftiger Mann, dem es heute schon den ganzen Tag zuwider gewesen war, daß sein Herr Kollege, der erste Burgemeister, eine Musik empfangen sollte und nicht auch Er: was Herr Vetter, wollen Sie sich ärgern? Dem wollen wir bald abhülfliche Maaße leisten. Lassen Sie mich machen! — Ja, lieber Herr Vetter, Sie sehen, rief die Frau Superintendentin ängstlich, wie es meinem Manne geht mit den Schülern! Helfen Sie uns, und zeigen Sie einmal der Schule und dem naseweisen Herrn Rektor, daß Sie auch Burgemeister sind; Der kleine Mann ergriff seinen Hut und Stock, gieng gravitätisch im Zimmer auf und nieder, stampfte mit dem Stocke; ärgern Sie sich nicht, das könnte Ihnen schaden. Sie sollen sehen, wer ich bin! Er lief fort nach dem Rathhause, wo die Stadtsoldaten waren.

Während des war die höllische Musik geendigt; Bacchus schwang seinen Thyrsus, der Zug setzte sich wieder in Bewegung, und verließ unter einer abermaligen Flötenmusik den Kirchhof.

Man tröstete den Geistlichen über sein erlittenes Unglück, und er vergaß es unter Planen der Rache, die er an dem Haufen der unehrerbietigen Menschen zu nehmen gedachte, foderte Papier, Dinte und Feder, und schrieb an den Rektor Gellner.

Ohne Sorgen über den Brief des Superintendenten, ohne Sorgen über den raschen Gang des kleinen runden Burgemeisters, der sich hustend durch ein Paar Satyren durchdrängte, zog das Heer der Götter und Halbgötter vom Kirchhofe hinab dem Markte zu, um ihren Besuch beim ersten Stadtburgemeister zu machen.

Vor dem Rathhause hielt auf einmal ein Rathsdiener in Begleitung von sechs Mann Stadtsoldaten den Zug an, und der Rathsdiener näherte sich der Majestät des Bacchus.

Vom Wagen da herunter! rief der Rathsdiener mit einer barschen Stimme. die Nymphe, die neben Beachus saß, sprang sogleich zitternd herab, und entfloh mit ihren weißen Füßen, mit rothem Bande geschnürt, durch den Koth dahin. Hinter ihr her flogen die Hälfte der Bacchanten und Satyren: auch die Bacchantinnen, welche die Balliste zogen, waren verschwunden. Was wollt ihr? fragte Ludwig unerschrocken, und setzte den Pappbecher neben sich, und nahm den Thyrsusstab in seine Rechte. Silen spornte seinen Esel und näherte sich. Zwei Soldaten bemächtigten sich sogleich des Esels, und hoben Sellhof herab, und Silen stand zum erstenmale fest auf seinen Füßen. Der Rathsdiener befahl, im Namen eines Edlen Raths, Ludwigen von dem Wagen zu steigen. Sellhof rief die noch übrigen Satyren zusammen, und behauptete jetzt mit einigen Scheltworten sein Recht an diesem Wagen. Steig nicht ab, Burchhard! rief er, wir wollen dich schon schützen! und immer näher traten die Satyren mit den brennenden Fa=

ckeln, und sahen bei dem hellen Lichte die Todtenblässe der Invaliden.

Ludwig fragte: wer ist Er? Ich bin der Rathsdiener Meyer. Auf seine Gefahr steige ich ab, sagte Ludwig, und stieg ab. Sellhoff rief: bleib sitzen, Burchhard! fürchte dich nicht! Fürchten? lächelte der Gott; vor sechs Greisen? vor diesem einzigen Manne? Nein! aber es ist der Befehl der Obrigkeit. Kommt! laßt uns gehen! Er gieng und überließ die Balliste dem Rathsdiener.

Wie der erste Schrecken vorüber war, so versammelten sich nach und nach die Götter und Göttinnen wieder. Man hielt nun Rath, was zu thun wäre: niemand konnte begreifen, was den weisen Rath zornig gemacht hätte. Sellhoff, der wohl wußte, was vorgegangen war, trug darauf an, vorerst dem Burgemeister und dem Rektor die Musik zu bringen, damit man öffentlich zeigte, man fühlte sich unschuldig.

Man nahm also ein Kariol, da der Antike Wagen fehlte, hob die Deichsel aus, Bacchus

stieg ein; ein anderer Esel wurde angeschaft, und der Zug gieng zu Burgemeisters, wo Wilhelm, der, mit einer mächtigen Peitsche bewaffnet, einen Satyr vorstellte, den Eltern schon von dem sonderbaren Aufzuge einige Winke gegeben hatte, so daß der Familie des Burgemeisters nichts weiter auffiel, als daß bei diesem Zuge des Bacchus der Bacchus auf seiner Tonne fehlte. Das Peitschenkonzert nahm seinen Anfang, und die Frau Burgemeisterin, die sehr breit in einem Fenster lag, behauptete, es habe sehr gut geklungen, besonders hätte ihr Sohn Wilhelm seiner Peitsche und dem Konzerte viel Ehre gemacht.

Von da sollte es zum Rektor gehen; man zog vor Ehrenbreits Hause vorüber; hier stand ein bespannter Reisewagen. Eben stiegen zwei Frauenzimmer aus. Guten Abend, Rose! hörte Ludwig. Die eine Fackel trat hinter den Wagen und leuchtete dem Frauenzimmer in das Gesicht, das eben ins Haus trat. Es war Rose. Bacchus ließ die Nymphe aus seinen Armen, den Becher und Thyrsus aus seinen Händen fallen;

mit einem Sprunge war er auf der Erde, die Stufen vor Ehrenbreits Hause hinauf, im Zimmer, und mit dem Geschrei, Rose, o Rose! in des Mädchens Armen.

Herr Jesus! riefen alle drei Frauenzimmer, wie sie die groteske Gestalt sahen, und Rose wand sich mit aller Gewalt aus den nackten Armen, die sie umfaßten. Der Konrektor war beim Rektor, um die Nachtmusik abzuwarten: seine Frau war der Madame Seeburg, die Rosen auf ein paar Tage von Braunschweig geholt hatte, entgegen gegangen, und kam dann mit ihnen zurück: sie wußte also so wenig von der Mummerei der Schüler, als die andern beiden. Man denke sich den Schrecken der Damen! Endlich gab sich Ludwig zu erkennen, und Rose schloß jetzt den reizenden Bacchus fester und inniger an ihre Brust als je Ludwigen. Die beiden Weiber konnten nicht aufhören zu lachen, und Rose nicht müde werden, ihn zu betrachten. Der ganze Ludwig steckte in einer engen leinenen fleischfarbenen Scheide. Um seine Hüften schlang sich ein Kranz von Rosen, um seine

Stirn hiengen Weinblätter, auf seiner Schulter lag ein Tigerpelz, mit einer Agraffe befestigt: seine Wangen waren hoch geschminkt, in seinen Augen glänzte noch das Feuer des Zorns, das sich jetzt in das sanftere Feuer der Freude und der Zärtlichkeit verlor.

Rose drückte ihn an sich, mit ungewöhnlichem Feuer und Zärtlichkeit; keine Frage, wie geht das zu? kam aus ihren Lippen, nur Küsse, nur zärtliche Benennungen. Indeß dauerte dem Zuge draussen das Aussenbleiben des Gottes zu lange; Silen ließ ein paarmal mit den Klapperblechen und Trommeln wirbeln. Madam Seeburg und die Ehrenbreiten flogen ans Fenster. Ludwig und Rose hatten sich eng umschlossen und hörten nicht. Noch einmal hob der Sturm der Bacchantischen Musik an: Ludwig hörte nicht. Burchhard! riefen zwanzig Stimmen: meine Rose, antwortete Ludwig. Es war, als ob ihre Lippen ihn leise genannt hätten. Endlich stieg Silen ab, und kam hinein, seinen göttlichen Schüler zu holen, und fand ihn wie ehemals, auf Naros, in Ariadnens Armen, in

wollüstigem Vergessen seiner selbst. Er bat, er flehete, er schalt; Ludwig hörte nicht. Er nahm ihm endlich sein Tigerfell, seine göldenen Hörner, und gieng hinaus: er ließ einen Bacchanten aufsteigen, gab ihm die Attribute des Gottes, und ließ jetzt den entkleideten Bacchus wie einen Amor ohne Flügel und Bogen, in den Armen der jüngsten Grazie: und der neue Bacchus zog mit seiner Schaar zum Rektor.

Hier gab man das gewöhnliche Konzert: der Rektor ließ den ganzen Haufen hereintreten. Er besah die Klapperbleche, die Trommeln, den Anzug der Satyren, und vermißte endlich Ludwigen. Was stellt denn der Burchhard vor? fragte er. Eigentlich den Bacchus, antwortete Sellhoff; allein er ist jetzt in den Armen einer Nymphe. Wo denn? — In des Herrn Konrektors Hause: er war gar nicht aus ihren Armen zu bringen; Jetzt erzählte Sellhoff den Handel mit dem Rathsdiener: man zerbrach sich den Kopf darüber, was er für Ursachen zu diesem sonderbaren Benehmen gehabt haben könnte, und brachte nichts her-

aus, weil Sellhoff sich wohl hütete, seine Gedanken darüber zu äußern. Man ermahnte die Schüler, nun ruhig nach Hause zu gehen; man wolle morgen die Sache untersuchen, und alles gieng und begrub Freude und Verdruß in die Federn.

Ludwig allein nicht! Er saß bey Rosen, und die Welt hätte um ihn her zu Trümmern gehen können, er würde es nicht eher gemerkt haben, als bis Rose untergesunken wäre. Schon zwanzigmal hatte Madam Seeburg, und die Konrektorn nach dem Aufzuge, nach seiner Kleidung gefragt: wenn sie ihn beim Arm zupften, so sah er sie starr an, antwortete dann endlich mit einer Sylbe, und sah wieder Rosen an, und flüsterte mit ihr. Madam Seeburg wollte mit Rosen nach Hause gehen; daran war nicht zu denken: sie standen zwar mechanisch auf, allein Bacchus machte sogleich die deutlichsten Anstalten mitzugehen, und man setzte sich wieder. Ehrenbreit kam endlich. Madam Seeburg entschloß sich nun, Rosen bei Ehrenbreits zu lassen, und gieng

allein. Es schlug eilf. Ehrenbreit zählte die Schläge laut; Ludwig flüsterte mit Rosen. Ludwig! Rose ist von der Reise sehr müde. Sie muß schlafen. Ich bin gar nicht müde! und ihre Augen funkelten so hell aus dem Winkel hervor, wo sie beide saßen, wie ein Paar Sterne.

Endlich faßte Ehrenbreit Ludwigen an, schüttelte ihn wach aus seinem Rausch, und wie er ihn nun deutlich ansah, so rief er ihm laut zu: es hat Eins geschlagen: wir müssen zu Bette! Das half denn doch. Auf der Treppe waren so viele Stationen als Stufen. Hohle noch ein paar Lichter, Louise, rief Ehrenbreit: mit Einem Lichte kommen wir nicht hinauf. Des Zögerns müde, nahm der Konrekter das Mädchen auf seine Arme, trug sie auf ein Zimmer, faßte dann Ludwigen an, öffnete die Thür seines Zimmers, und stieß ihn hinein: schlaf, und morgen mehr!

Ludwig gieng träumend auf sein Zimmer warf sich auf einen Stuhl, und dachte an Rosen. Endlich warf er sich auf seine Matratze

ohne

ohne etwas von seinem Ornat des Gottes abzu-legen, träumte, lachte, sprach mit Rosen, und schlief endlich gegen Morgen ein. Um sechs Uhr erwachte Rose, die früher eingeschlummert war, und schlich sich leise von ihrer Kammer zu Ludwigs Zimmer. Sie öffnete es leise, und erschrack; denn der reitzende Gott lag da im tiefen Schlaf auf seiner Decke. Seine Stellung, seine Kleidung, so fest anliegend, wie das nasse Gewand einer Bildsäule, der Kranz auf seinen Locken, der sich im Schlaf verschoben hatte, der lächelnde Mund, die rothen Lippen — Rose blieb so in der geöffneten Thüre stehen, und starrte nach ihm hin. Ihr Blick wurde immer freundlicher, leise Seufzer stiegen aus der schönen Brust. Ihre Hand ließ die Thüre fahren; sie schlich sich näher zu seinem Bette. Da stand sie und betrachtete ihn, leise legte sie ihm die Hand auf die wallende Brust, und ließ mit Vergnügen die Hand von seiner Brust wiegen. Sie beugte sich über ihn, mit dem allerzärtlichsten Blicke, worin Wehmuth, Entzücken, Verlangen und Ruhe, und alle schönen Leidenschaf-

ten der Menschlichkeit sprachen. Sie kniete endlich an sein Bette, legte seine kastanienbraunen Haarlocken über seine Schulter und über seinen Busen, betrachtete ihn dann wieder mit dem himmlischen Blicke der jungfräulichen Unschuld.

Ehrenbreit, der durch die offne Thür das Mädchen und den schlafenden Gott belauschte, versicherte hundertmal nachher, er habe nie etwas reitzenderes gesehen, als diese Scene. Das liebliche Mädchen auf den Knieen, mit dem Blicke der unschuldigen Engelliebe, vor diesem schlafenden Amor! Er konnte sich nicht enthalten, er holte den alten Burchhard, der diesen Morgen gekommen war, leise herauf. Sie standen beide da und lauschten, und Thränen flossen aus ihren betrachtenden Augen.

Burchhard flüsterte aus Milton Ehrenbreiten die Worte zu:

— — with eyes
Of conjugal attraction unreprov'd
And meek surrender, half embracing lean'd
On our first father: half her swelling breast
Naked met his under the flowing gold
Of her loose tresses hid.

Endlich trat Ehrenbreit hinein: Ludwig öffnete zugleich die Augen, und mit ihnen die Arme, und Rose sank an seine Brust und auf seine Lippen. Ich hätte Lust, den halben Milton hier herzusagen! rief Burchhard, und Rose flog in Burchhards Arme, ohne einen Blick von Ludwigen zu wenden. Ludwig war aufgesprungen, und Ehrenbreit fragte ihn, wie lang er denn in dieser Kleidung bleiben wolle? Rose stand lächelnd bei ihm, und betrachtete ihn noch einmal von oben bis unten. Zieh dich an, Ludwig, und dann komm herunter! — Komm, Rose! er soll sich anziehen.

Sie waren kaum unten, so erschien auch schon der Rektor mit einer schriftlichen Klage des Superintendenten in der Hand, übergab das Papier mit einem erstickenden Gelächter, und mit diesen Worten dem Konrektor: σοι φϱάσο τὶ πϱᾶγμα δεινὸν καὶ μέγα. Der Konrektor las die Klage, und wollte sich ausschütten vor Lachen, daß der Superintendent den Silen für den Bischof Martin, die Satyren für Teufel, die Nymphen für Engel, und die Thyrsusstäbe für

Palmzweige gehalten hatte. Jetzt wurde des Rathsdieners Handlung begreiflich. Der Konrektor schrieb an den Superintendenten, bedeutete ihn, daß man des heiligen Martins nicht habe spotten wollen, und daß die Schüler sich sogar über den Ueberfall des Rathsdieners beklagt hätten.

Der Mann war indeß nicht zur Ruhe zu bringen: er forderte Genugthuung und Untersuchung in seiner Gegenwart. Das mußte geschehen. Er war so halb und halb Ephorus der Schule; und daß er sich so selten um die Schule bekümmerte, machten des Rektors griechische Floskeln, die er haßte, weil er sie nicht verstand, und doch auf keine Weise es merken lassen wollte, daß er sie nicht verstand.

Es wurde also ein Termin angesetzt; und Sellhoff übernahm die Vertheidigung. Er kannte des Prälaten Haß gegen das Griechische, und beschloß, dadurch seine Rache an ihm zu nehmen. Der Tag erschien, und mit ihm der erbitterte Geistliche und der zweite Burgemeister.

Mit der Klage war es denn auch bald zu

Ende; denn der Superintendent wurde durch die Beschreibung der Kleidung der Schüler, die er selbst machte, und die ihm der Rektor alle im Montfaucon zeigte, dahin gebracht, zu gestehen, daß es ein Bacchusfest, und keine Satyre auf ihn gewesen sey. Ludwig sagte zum Rektor: wie Recht mein Vater hat, daß Unwissenheit und Stolz immer alberne Streiche machen! Der Geistliche fuhr auf. Ludwig führte seinen Satz mit großer Freimüthigkeit aus, und schwieg nicht eher, als bis ihm Ehrenbreit winkte. Aber, fieng dann der zweite Burgemeister an: sollte denn das Kariol etwa die Tonne vorstellen, worauf Bacchus immer zu sitzen pflegt? Ja! ja! hob der Prälat noch einmal an, geehrter Herr Burgemeister, das sag ich nur! Hätte Bacchus auf der Tonne gesessen, so hätte ich auch gewußt, daß es ein antikes Bacchusfest hätte vorstellen sollen. Der Konrektor stickte fast; der Rektor aber fuhr mit einem großen Zorn auf, und rettete den Vater Bacchus zur großen Beschämung der beiden Herren, und führte zum Beweise wenigstens zwanzig Stellen an,

daß Ludwig ein sehr hübscher Bacchus gewesen sey.

Die Sache war bis so weit recht gut: allein jetzt forderten Sellhof und Ludwig Genugthuung wegen der Beschimpfung, die sie durch den Rathsdiener erhalten hatten. Ludwig ließ sich sehr leicht besänftigen; Sellhof aber hob auf eine komische Weise zum Rektor an: λίν ἄχθιμαι ἕλκος, ὃ με βροτὸς ὄτασεν ἀνὴρ βαρβαρός. (Sehr weh thun mir die Wunden, die mir dieser ungebildete Mensch gegeben hat!) Der Rektor erstaunte, ausser sich noch einen Menschen griechisch reden zu hören. Sellhof hatte sich ganz besonders zu dieser Scene präparirt. Mit Lachen antwortete der Rektor: ἄλλα δάμασον θυμὸν μέγαν ὀδέ τί σε χρὴ νηλεὲς ἦτορ ἔχειν στρεπτοὶ δέ τε καὶ θεοὶ αὐτοί, (aber bezähme deinen Zorn: es ziemt sich nicht, unversöhnlich zu seyn, wenn selbst Götter sich versöhnen lassen). Bei dem Worte Götter zeigte er auf Bacchus. Der Superintendent wünschte sich auf den Brocken, Schweißperlen standen

auf seiner Stirn: auf einmal wandte sich Sellhof, der des Prälaten Verlegenheit bemerkte, an ihn selbst und sagte: δὸς δέ μοι ἀντὶ κακῶν καί τι παθεῖν ἀγαθόν! Der Superintendent hustete, sah Sellhofen an, dann den Rektor, ob der nicht antworten würde, brachte einige Töne hervor, und fieng aus Angst an, eine Art von Entschuldigung herzustammeln, und retirirte bis an die Thüre. Nun sagte Sellhof mit lauter Stimme: καὶ ἄοφρονι πολλάκι δόξα ἕσπετο, oder, wie Sie das bei dem Falle des Esels einmal übersetzten, Herr Rektor: ein Esel kömmt gewöhnlich gut davon!

Dieser letzte Schlag kam so unerwartet, daß der Konrektor, der wirklich Mitleiden mit dem Prälaten hatte, und eben anfangen wollte, mit hinein zu reden, laut an zu lachen fieng. Der Superintendent, der nicht wußte, ob das letzte auf ihn gehen sollte, weil er von dem Griechischen nichts verstanden hatte, schwieg, machte eine Verbeugung, und gieng. Der Rektor sagte zu Sellhof: er ist ein Esel, Sellhof; allein ein Esel kommt gewöhnlich gut

davon! das ist auch sein Glück. Sonst muß ich ihn loben. Sellhoff, ich hätte so viel griechisch nicht hinter ihm gesucht. — Wahrhaftig, ich auch nicht, sagte der Burgemeister und empfahl sich ebenfalls.

Jetzt erst fiel allen die Balliste ein: einer erzählte ihr Schicksal. Der Rathsdiener hatte die Balliste sogleich zu dem Superintendenten bringen lassen. Der Zeitpunkt der Rache des zertrümmerten Bischofs war für die arme Balliste gekommen. Der Geistliche rief den Hausknecht, und hieß ihm die Balliste zerschlagen. Nach fünf Minuten lag denn auch der Feind des Bischofs in eben so viel Trümmern da, als ehemals der Bischof selbst, und heimlich warf noch der Prälat auf die Trümmer einen so triumphirenden Blick, als Achilles auf den Leichnam des Mörders seines Patroklus. Der Rektor bedauerte das Ende der Balliste, und der Konrektor sagte zum Rektor im Hinausgehen: Herr Kollege, ein schöner Stoff zu einer neuen Iliade.

Ludwig halte, in Rosens Armen, die Balliste, das ganze Bacchusfest und die gesammten Antiquitäten vergessen: die wenigen Tage, die Rose bleiben konnte, waren Tage des Himmels für ihn. Der Zeitraum, den Rose von ihm entfernt gewesen war, die dadurch entstandene kleine Entfremdung hatte der Liebe Ludwigs etwas Zartes beigemischt, das er vorher nicht gekannt hatte. Er saß bei Rosen noch, wie ehedem, mit der allerinnigsten Herzlichkeit; allein er fühlte, woran er sonst nie gedacht hatte, daß er sie verlieren könnte, daß ihr Verlust seinem Herzen unersetzlich seyn würde: und so gesellten sich zu seiner Liebe eine Ehrerbietung und eine Gefälligkeit, deren er gegen keinen Menschen, als allein gegen Rosen, fähig war.

Mit Bitten um die Fortdauer ihrer Liebe, mit Versicherung seiner ewigen Treue ließ er sie aus seinen Armen: zitternd streckte er noch seine Arme dem Wagen nach, der die weinende Rose weg trug, und betrübt warf er sich dann in Sellhofs Arme und rief: sie ist fort!

Sellhof hatte sich immer mehr an Ludwig angeschlossen, anfangs hatte Sellhof Ludwigen als einen Narren betrachtet, zu dem ihn seine Neigung zu spotten, und seine Laune, wie zu allen Narren, hinzog; allein der Umgang mit Ludwig wurde für Sellhof bald Gewohnheit, und endlich eine so lebhafte Freundschaft, wie ihrer ein Spötter fähig ist. Sellhof hatte kein übles Herz, ja, er war sogar der Größe des Enthusiasmus für alles Gute fähig, nur unterlag sein Herz der herrschenden Begierde, zu spotten und zu lachen, gewöhnlich.

So saßen beide Jünglinge einen Abend, und redeten von den Tugenden der großen Vorwelt. Sie hatten sich in ihr Gespräch von Brutus, Sokrates, Plato, Aristides, und den andern Helden, von ihren edlen Tugenden, ihrer einfachen Lebensart so vertieft, das kein andrer Gedanke neben diesem aufkommen konnte. Und was thun wir dagegen, Sellhof? fragte Ludwig mit einer schwachen, vorwurfsvollen Stimme. Du schon immer genug! ant-

wortete Sellhof: die verdammten Narrenpossen, die man mitmachen muß! —

Muß? fragte Ludwig: wer kann einen freien Menschen zwingen? — Frei? Lieber Burchhard, wer von uns ist denn frei? Sind wir nicht Sclaven des Zeremoniels? Mach einmal einen Streich, der nicht mit den verdammten Narrenpossen paßt, und dann sieh einmal, wie sie über dich herfallen werden! — Doch nur mit der Zunge, nicht mit Keulen! — Aber die Zungen sind oft Aerger als Keulen! — Was kann man uns denn thun? — Thun? lieber Gott, Burchhard! thun? Man verfolgt uns so lange, bis — bis wir weggehen. Gut! was liegt daran? — Die Kabale macht uns arm, hindert uns, unser Brodt zu verdienen! — Ho! ho! ja freilich für dich Sellhof, ist das nun so! Du bist gewohnt, Pasteten zu schmausen; mußt alle Jahre zwei Röcke haben mit seidnem Futter und Kreppinen besetzt, trägst goldne Hosengürtel. Das kostet mehr Geld, als man überall verdienen kann: allein laß sie mich einmal wegjagen! Ich esse

Brodt, und befinde mich wohl, ich trage Leinwand, und damit holla! Was kostet das Jahr aus, Jahr ein? — Ja, lieber Burchhard, das ist wahr; allein wie willst du auch das wenige verdienen, wenn du kein Vermögen hättest? — Ha! ich verstehe Körbe zu flechten: schon das könnte mich nähren. — Gehorsamer Diener! dazu gehört noch ein Lehrbrief, lieber Freund, um dich innungsfähig zu machen. — Gut! rief Burchhard eifrig, das hat mir Ehrenbreit schon einmal vorgeworfen! gut! Morgen will ich ein Handwerk lernen: morgen im Tage! denn von heute Abend an, will ich, bei Gott frei seyn, frei wie Diogenes! Meinetwegen sey du ein Sclave von deinem seidenen Futter, von prächtigen Knöpfen, und Haarbeuteln! Ich nicht! — Die Thränen traten dabei dem exaltirten Jüngling in die Augen. O sieh Sellhof! sieh! wie frei könnten wir seyn, wenn wir wenig bedürften! Wer könnte uns befehlen? Wir lachten, und giengen und unsere Hände nährten uns! Nein, nein! frei will ich seyn; sey jeder, was er will! — Und ich

mit dir, Burchhard! rief jetzt Sellhof, halb aus einem wirklichen Enthusiasmus, halb aus der Ahnung vieler lustigen Szenen, die ein solches Leben hervorbringen müßte.

Es hatte nicht fehlen können, das Leben unter andern Menschen hatte Ludwigen den Menschen und ihren Moden etwas näher gebracht. Zwar gieng er und betrug sich noch immer so, daß man ihm seine Erziehung ansah: allein er war doch der allgemeinen Sitte näher gekommen. Jetzt, da er einen Gefährten bei seinem enthusiastischen Plane für Freiheit hatte, wachten alle alte Ideen wieder auf, und verbanden sich mit neuern, die Sellhoff an die Hand gab.

Auf der Stelle wurde der Plan der beiden Jünglinge ausgearbeitet. Wir wollen so simpel, so sokratisch leben, wie möglich: wir wollen ein Handwerk lernen; wir wollen unsern Körper abhärten: das waren die drei Punkte, die sie sehr bald mit einander abredeten. Sie fielen einander in die Arme, versprachen sich eine ewige felsenfeste Freundschaft, schworen

der Tugend ewige Liebe, dem Laster und der Thorheit ewigen Haß, und Burchhard lief sogleich nach Ehrenbreit, und kündigte ihm an, daß er künftig bei Sellhoff wohnen wollte.

Ehrenbreit hatte nichts dagegen, und noch diesen Abend brachte Burchhard seinen Pfühl und seine Decke zu Sellhoff. Die halbe Nacht vergieng unter Planemachen, Sellhof kam immer wieder darauf zurück, was die Leute sagen würden, wenn wir wie zwei Philosophen leben? — Laß sie sagen, was sie mögen, rief Ludwig, laß uns so leben!

Am andern Morgen nahm Ludwig eine Scheere und verschnitt Sellhofen das Haar, so wie er es trug. Sellhof seufzte, wie die Wachsbuckeln herab fielen, wie er seinen schönen Zopf in den Händen hatte: das größte Opfer war nun gebracht. Sellhof zog ein Kleid von Burchharden an. Es stand ihm schön. Es schlug sieben. Nun komm in die Schule! Sellhof faßte Ludwigen unter, und gieng mit niedergeschlagenen Blicken neben Ludwigen her, der sein Gesicht stolz umher=

warf, weil er der Freiheit einen Menschen gerettet hatte.

Ehrenbreit erkannte an Sellhofs Kleidern der Jünglinge Plan und sprach den Morgen über Simplizität der Sitten, und tadelte wenigstens Sellhof nicht. Die andern Schüler erstaunten über Sellhof, und bekamen auf der Stelle Lust, es nachzumachen. Ich rathe euch das nicht, sagte Ludwig finster: der Konrektor sagte, zu simpeln Sitten, wenn sie nicht Narrheiten seyn sollen, gehört auch ein simples Herz und ein einfaches Leben! Nach der Schule giengen beide Jünglinge zu Ludwigs Tischler, und fragten ihn um Rath bei ihrem Vorhaben, ein Handwerk zünftig zu erlernen. Die Schwierigkeiten wurden durch Geld gehoben, Ludwig und Sellhof als Tischlerbursche eingeschrieben, und der Tischler unterrichtete sie täglich einige Stunden, bei denen Ludwig Sellhofens sinkenden Muth immer wieder aufs neue anfeuern mußte.

Beide Jünglinge mietheten sich ein Stübchen, das in einen Garten gieng, nebst dem

Garten. Ihre Möbles waren ihrer Hände Arbeit; einige Holzstühle, ein paar Tische; in zwei Winkeln des Zimmers lagen ein paar Strohbetten, mit wollenen Decken: das war ihr Lager. Sie tranken nichts als Wasser, aßen mit größtem Appetit Mittags ein Gericht, und Abends Obst oder Brod. Alle diese Einrichtungen, kosteten Sellhoffen eine unendliche Selbstüberwindung, und er würde schon in den Proben des ersten Monats erlegen seyn, wenn er nicht heimlich zuweilen durch ein gutes Gericht die Sokratischen Mahlzeiten verbessert hätte; allein dieser heimliche Genuß war auch ebenfalls Ursach, daß er sich nach und nach an die strenge Diätetik Burchhards gewöhnte. Sie standen beide um drei Uhr auf: ihr erster Gang war vors Thor an einen Teich! wo sie eine Viertelstunde badeten: dann kehrten sie in einem Lauf zurück, brachten den Morgen im Garten mit einander zu, lasen und redeten mit einander: dann giengs in die Schule, dann zum Tischler, dann zu Tisch, dann wieder in die Schule! gegen Abend badeten sie noch ein-

mal,

mal, und nun legten sie sich auf ihr Strohlager nieder. Ludwig hatte beinahe nichts an seiner Lebensart, und Sellhof alles geändert. Sellhof suchte nach und nach etwas weniger Strenge in ihr Leben einzuführen; und bei jedem andern als Ludwigen würde diese Lebensart schon nach einem Monate, wie so viele tausend Plane, welche die Jugend so rasch macht und auszuführen anfängt, vergessen seyn; allein Ludwig fand nichts Außerordentliches bei diesem Leben, und jede Weichlichkeit, welche Sellhof einführen wollte, wurde verspottet. Sellhof schämte sich, und gewöhnte sich unvermerkt an dieses rauhe Leben, besonders da der Rektor sie beide mit Lobeserhebungen überhäufte, und da einige andere, welche dies Leben nachahmen wollten, schimpflich in der Probe erlagen, und dem Gelächter der Klasse Preis gegeben wurden.

Dazu kam nun noch, daß Sellhofs Lust zu lachen hier reichlichen Stoff fand. Natürlich besuchten die Schüler die beiden Philosophen, und fanden sie nicht selten in gymnasti-

schen Uebungen im Garten begriffen. Sellhof that den Vorschlag, einen bedeckten Gang im Garten zu machen, worin sich mehrere in der Gymnastik üben könnten. Man rang, man kämpfte, man balgte sich, und nach und nach führte Sellhof immer mehr griechische Gebräuche ein. Sellhof und Ludwig machten die erste Probe, nackend zu ringen, und sie fanden, daß auch diese Mode der Alten für den Körper nicht übel gewesen sey. Sie wurde von den andern nachgemacht, und an manchen Tagen wurden sogar Kampfrichter gesetzt, die den Sieger mit einem Oehlkranze belohnten.

Man redete zwar hin und wieder in der Stadt von Sellhof und Ludwig, besonders fand man in den Häusern, wo Sellhof sonst aus- und eingegangen war, das Unternehmen der jungen Leute abscheulich: die Schüler, deren Eltern in der Stadt selbst wohnten, mußten schlechterdings in dem gewöhnlichen Gange der Sitten bleiben, und sie durften sich nur heimlich zu den beiden Narren schleichen. Diese gymnastischen Uebungen blieben also dem

ganzen werthen Publikum ein Geheimniß, weil niemand sagen durfte, er besuche die beiden Thoren. Einige Nachbaren und der Wirth des Hauses, die eine freie Aussicht in den Garten hatten, sahen zwar zuweilen die Balgereien der jungen Leute; allein das war nichts besonders. So lange die Schule stand, hatten die jungen Leute sich gebalgt und mit Steinen geworfen. Man schwieg davon.

Sellhof that endlich eines Tages der versammelten Jugend den Vorschlag, einmal die olympischen Spiele feierlich zu begehen Der Vorschlag fand durchgehends Beifall: sogar ärgerten sich viele, daß sie dabei nicht ganz Deutschland zu Zuschauern haben sollten, wie die jungen Griechen ganz Griechenland. Ein Altar wurde erbaut; einige Schüler, die bei den Uebungen nicht hoffen konnten, eine große Figur zu spielen, nahmen die Rollen der Priester oder der Kampfrichter über sich. Ein Hammel wurde angekauft, um den Opferstier vorzustellen, und wurde im Garten bis auf seinen feierlichen Todestag gemästet.

Endlich erschien der Tag. Alle Schüler versammelten sich bei Sellhof, und gaben sich durch Ablegung der Haarbeutel, durch die Zerstöhrung der Frisur, durch die herausgezogenen und um die Hüften gegürteten Hemden das Ansehn von griechischen Jünglingen. Die Priester hiengen große Betttücher um, und trugen Kränze von Blumen auf den Häuptern, und lange Bärte an den glatten Kinnen. So zog der Zug aus der Philosophen Zimmer, unter Begleitung von ein Paar Flöten, in den Garten. Die Musik machte die Nachbaren aufmerksam, und die jungen Leute hatten wenigstens in der ersten Hälfte der olympischen Spiele Zuschauer genug.

Dreimal zogen die Priester, Kampfrichter und Kämpfer im Garten umher, den Hammel in ihrer Mitte. Die erstaunten Nachbaren wußten nicht, was sie aus diesem sonderbaren Schauspiele machen sollten. Man sammelte sich um den Altar her, der mit einer großen steinernen Platte bedeckt war. Man zündete ein großes Feuer auf dem Altar an, und goß Wein hin-

ein. Nun empfieng der Hammel mit einem Beile einen sehr heftigen Schlag, der ihn betäubte, man schnitt ihm die Kehle ab, und warf den ganzen Hammel, weil das Absondern des Fettes, nach Homerischer Sitte, doch zu lange dauern möchte, in die mächtige Flamme.

Jetzt stieg von der brennenden Wolle, von dem brennenden Fett und Fleisch ein dicker stinkender Qualm zum Himmel, der weder Göttern noch Menschen angenehm seyn konnte. Ganz Griechenland hielt sich die Nasen zu, und die Zuschauer in den Fenstern waren jetzt gezwungen, nur durch die Scheiben diese ausserordentliche Handlung anzusehen. Mit dem Qualm hob sich auch eine Opfer = Hymne der Priester, die Sellhof gemacht hatte, und die auf eine bekannte Kirchenmelodie gieng. Dabei warfen sich die Priester rings um den stinkenden Altar auf die Kniee, um Zevs, den Sieger, anzuflehen. Das Opfer war vollendet; aber nicht von den Flammen verzehrt: man war gezwungen, es von dem Altare herabzunehmen, und seitwärts in hohes

Gras zu werfen, weil der Gestank nicht mehr zu ertragen war.

Jetzt zogen Priester, Kampfrichter und Kämpfer in den bedeckten Gang, der nichts als ein Berceau, mit Leinwand bedeckt, war, und entzogen nun die eigentlichen Spiele den Augen der neugierigen Zuschauer. Hier warfen die Kämpfer sogleich ihre Hemden ab, gürteten sich um die Hüften, und zeigten ihren Gegnern den Reichthum ihrer Muskeln. Sellhof und Ludwig forderten sich zuerst. Sellhof sprang an ein großes Gefäß voll Oehl, und salbte sich Schultern, Brust und Arme mit dem Oehl: Ludwig salbte sich auch, und ein Freudengeschrei der jungen Leute bewunderte die genaue Nachahmung der alten Gymnastik. Jetzt faßten beide die Hände voll Sand, flogen nun auf einander ein. Sellhof bog Ludwigen rückwärts; Ludwig schlüpfte aus seinen Händen, die seine Arme gefaßt hatten, und umfaßte ihn mit beiden Armen. Da lagen sie Brust an Brust, Knie an Knie, ohne Bewegung. Jetzt sprang Ludwig auf, dessen Hände immer von dem glatten Oehl auf den Schultern

Sellhofs abglitten, nahm schnell zwei Hände voll Sand, bewarf Sellhof damit, und nun faßte er ihn aufs neue und warf ihn zu Boden.

Eine Todtenstille war bis dahin gewesen: jetzt erhob sich ein Freudengeschrei, und andere Ringer betraten den Kampfplatz, und erregten aufs neue eine Todtenstille. Alle salbten sich mit Oehl, selbst Knie und Schenkel blieben nicht verschont, und gegen Abend endlich hatten die Kämpfe ein Ende. Ludwig erhielt den Kranz von Eichenlaub von den Kampfrichtern: nach ihm einen kleinen Kranz Wilhelm, Burgemeisters Sohn, der jetzt ein Bursche von achtzehn Jahren war, und den die Natur mit einer großen Muskelkraft gesegnet hatte.

Die Kampfrichter stiegen von ihren Sitzen herab; Ludwig warf seine Kleidung über, und stellte sich zwischen zwei Priester, den Eichenkranz auf seinen Locken. Zwei andere Priester harrten auf Wilhelm, der ungewisse Blicke auf seine mit Staub beworfenen, schmutzigen Schultern, Brust, Arme und Schenkel warf; endlich da die Priester ihn trieben, so warf er muthig

sein Hemd über den geöhlten Leib, gürtete es, und trat in die Mitte der beiden Priester. Alle übrigen Kämpfer befanden sich in nicht geringer Verlegenheit, ob sie sich anziehen oder erst reinigen müßten; indeß man drängte sie: sie warfen alle das Gewand über, gürteten sich, und der Zug gieng an Jupiters Altar. Zwei Flöten begleiteten einen Triumphgesang, die Priester lagen auf den Knieen, zwischen ihnen Ludwig und Wilhelm. Die Hymne war vollendet. Der Zug verlor sich wieder in Sellhofs Zimmer. Man zog sich vollends an, man französierte sich wieder, und jeder gieng müde von Olympia in seine Hütte zurück.

Aber Wilhelm wie riechst du? fragte die Frau Burgemeisterin: und eben diese Frage geschah heute Abend in noch funfzehn andern Häusern. Ich weiß es nicht! war die allgemeine, auch Wilhelms Antwort. Der Junge riecht ja nach Oehl, wie ein Laternenputzer! Wilhelm lachte: Aber Wilhelm komm doch einmal her! Die Mutter beroch ihn von allen Seiten; und von allen Seiten duftete ihr der

Oehlgeruch entgegen. Mein Gott! aber was ist dies? Wilhelm erfand eine Fabel, und man war zufrieden. Allein in andern Häusern wurde die Ursache des Geruchs näher untersucht. Man fand kleine Oehlflecken im Rock. Der Rock wurde abgezogen, und je weiter man so einen jungen Menschen abhülsete, desto größer wurden immer die Flecken, zu großem Erstaunen der Mütter, die nicht begreifen konnten, wie die Oehlflecken von innen heraus sich heben konnten. Man fand an Knieen, Schenkeln, Brust, Schultern, kurz, man fand überall Flecken. Und da die jungen Leute alle in der Lage waren, die wahre Ursach verschweigen zu müssen, so mußten die Mütter sich mit dem beruhigen, was man ihnen zu sagen für gut befand.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Einige Mütter dieser beöhlten Söhne waren in Gesellschaft zusammen. Man erzählte dann auch die Fabeln der Söhnlein über das Entstehen der Oehlflecken, und man erfuhr jetzt, daß mehrere Mütter das Unglück gehabt hätten, einen gan-

zen Anzug der Söhne durch Oehl zu verlieren. Man rieth hin und her, und traf die Ursache nicht. Das gab ein Stadtgespräch, die ganze Schule hätte in Oehl gesteckt. Zu gleicher Zeit erhob sich noch ein anderes Gerücht, das aber nicht von den Müttern der Schüler, sondern von den Zuschauern bei den Olympischen Spielen herrührte, namentlich von einem Fleischhauer, der ebenfalls, wie die andern, dem Opfer der Hekatombe zugesehen hatte. Dieser Fleischhauer, ein nach seiner Art sehr gelehrter Mann, suchte dem, was er gesehen, eine Deutung zu geben. Die Bärte der Priester, ihr Anzug, der Altar, das Opfern des Hammels, das andächtige Singen: alles kam zusammen, um ihn an seine Bibel in Folio zu erinnern, und an ein Bild, wo das erste Opfer im Tempel Salomo's vorgestellt ist.

Er fand das Opfer im Garten bis auf die kleinsten Umstände in seiner Bibel wieder. Er rief sogleich Frau, Kinder, Knechte und Mägde zusammen, zeigte ihnen auf dem Kupfer alle Schüler, und schloß zuletzt: darum sag'

ich und behaupte, die Schüler sind Juden geworden, weil sie den jüdischen Gottesdienst haben und opfern und beten; Mit der Bibel unterm Arm lief er in die übrigen Häuser, welche die Aussicht in den Opfergarten hatten, und belehrte auch hier die erstaunten Zuschauer von der Absicht und Bedeutung des Opfers, und hier klagte man schon, daß man den Schülern so viel Willen ließe, und daß man die Juden aus der Stadt schaffen müßte, wenn sie nicht noch alle Christenkinder verführen sollten.

Diese beiden Gespräche griffen immer mehr um sich: das Oehlfleckengespräch in dem feinern Zirkel der Gesellschaft; das vom Judenwerden der Schüler unter dem Pöbel. Man spionirte von beiden Seiten. Ein Krämer sagte aus, daß Sellhof und Burchhard eine sehr große Menge Oehl hätten holen lassen. Von Sellhof kamen also die Oehlflecken, das war gewiß: aber wie? warum? das war noch auszumachen. Endlich fand dann die Frau Burgemeisterin, welcher Wilhelm, weil sie nicht

genau untersucht hatte, den andern Tag noch ein Kleid verdorben hatte, und der er nun den Vorschlag that, ihm eine solche Kleidung zu geben, wie Sellhof und Burchhard trügen, sie fand dann aus diesem Vorschlage ihres Sohnes, daß Sellhof allen Schülern die Kleider mit Oehl verdorben habe, um allgemein solche Kleider, wie er trüge, einzuführen. Das gieng wie ein Lauffeuer umher, und so toll die Erklärung auch war, so fand sie allgemeinen Glauben. Man beschloß, den Herrn Burgemeister anzugehen, beide Urheber bestrafen zu lassen.

Das andere Gespräch zog anfangs bloß einigen Juden einige kleine Beschimpfungen zu: der Fleischhauer spie im Aerger sogar einmal einen Juden an, und hieß ihn einen Verführer der Jugend. Dieser nicht so geduldig, wie die übrigen Juden, verklagte den Fleischhauer bei dem Burgemeister: der Fleischhauer erschien und rechtfertigte sich so, daß er dem Burgemeister keinen kleinen Schrecken abjagte, wie er ihm sagte: Burchhard und Sellhof

wären Juden geworden, und sich dabei auf die ganze Nachbarschaft berief, welche sie in Gesellschaft von einigen Juden hätte opfern sehen. Er wollte sogar diese Anzeige mit einem Eide bekräftigen.

Der Burgemeister ließ sogleich noch einige Zeugen aus der Nachbarschaft der beiden Philosophen holen, und die bekräftigten eben das. Der Burgemeister fieng an zu wanken, und wußte nicht mehr, was er davon glauben sollte. Er zog sich an, gieng zum Rektor und erzählte dem den ganzen Judenvorfall, nebst der Geschichte der Oehlflecken, die nach seiner Meinung wohl mit dieser Begebenheit in Verbindung stehen könnte. Der Rektor betrachtete den Burgemeister mit großen Augen, und antwortete kalt: das ist nicht so.

Sogleich wurden Ludwig und Sellhof geholt, und über ihren Abfall vom Christenthum, über das Opfer, und über den jüdischen Gottesdienst vernommen. Ludwig erzählte ganz simpel die Begebenheit; der Burgemeister, den der Rektor während der Erzählung von Zeit

zu Zeit lächelnd ansah, erröthete, räusperte sich, sagte: so? so? — der Rektor fand die ganze Idee, die Olympischen Spiele wieder herzustellen, sehr reizend. Er wünschte selbst Zeuge davon gewesen zu seyn, und auf einmal erinnerte er sich wieder, Ja, ja: ich schalt den Montag noch so über den Oehlgeruch in der Klasse. Jetzt begreife ich es wohl, daß es nicht gut anders riechen konnte: es roch nach Olympia, Herr Burgemeister! — Ein böser Geruch, Herr Rektor! — Nicht so schlimm, als wenn sie nach Knoblauch röchen, wie die Juden! — Der Burgemeister gieng wieder heim, bedeutete den Fleischhauer, daß es kein jüdischer Altar, keine jüdische Religionsfeierlichkeit, sondern eine heidnische gewesen sey, und der Fleischhauer sagte: so? so? das ist denn etwas anders! und gieng beruhiget, daß die Schüler keine Juden, sondern Heiden waren wieder heim.

Man kann aber nun leicht denken, daß die Prophezeihung Sellhofs: Zungen sind ärger als Keulen, an beiden wahr wurde. Die Da-

men konnten ihnen die Oehlflecken nicht vergeben, der Burgemeister seinen Irrthum nicht, der ihm manche Spötterey zugezogen hatte. Der Superintendent hatte den Bischof noch nicht vergessen, und jetzt kam nun gar ein heidnischer Altar dazu. Man redete von Sellhofen und Burchharden bald als von einem Paar Narren, bald als von einem Paar der ärgsten Bösewichter. Sellhof, den das Geträtsch verdroß; verarbeitete das Ding in eine Epopöe, worin er weder der Damen, noch der Herren schonte, und der Haß gegen beide Philosophen wurde noch geschärfter: sie waren von allen Gesellschaften ausgeschlossen. Ehrenbreit erlebte nicht einmal die Begebenheit mit den Olympischen Spielen mehr: er wurde an eine große Schule als Rektor gerufen, und er folgte dem Rufe. Der neue Konrektor war ihr Feind: denn er gieng in Burgemeisters Hause aus und ein. Der Wirth beider Philosophen hatte den Auftrag, jede ihrer kleinsten Handlungen zu verrathen, und diese kamen dann mit ungeheuren Zusätzen ins Publikum.

Sogar der Rektor fieng zuweilen schon an, den Kopf zu schütteln, und in einem griechischen Verse auf beide hinzudeuten. Beide wußten nicht so viel Griechisch, um des Rektors Wink verstehen zu können, und sie fuhren in ihrer Weise fort zu leben. Madam Seeburg lag dem alten Burchhard täglich an, seinen Sohn von Sellhof zu entfernen. Burchhard sagte: was thun sie denn Böses, Frau Nachbarin? Sie gehen wie Menschen auf zwei Beinen, nur etwas anders gekleidet, essen, wenn sie hungert, trinken, wenn sie durstet, baden sich, wenn ihnen zu warm ist, und jagen, weil sie muthige junge Pferde haben und tischern den Tag ein Paar Stunden, weil sie sich zu betteln schämen! Ich sehe doch dabei nichts Arges! — Aber die Stadt, Herr Burchhard! — Ja, die Stadt, was machte die damals aus meiner Reise nach Hamburg? dankt nicht die Ehrenbreiten jetzt noch Gott mit Thränen, daß sie endlich heraus ist? — Ja, das war ein anders! — Kein anders, liebe Madam Seeburgen! die Jungen sind gut, wahrhaftig gut. Der Sellhof lacht zwar, und macht wohl

ein-

einmal ein Spåschen. Wenn er einen Rock mit Tressen trůge, und kůßte den Weibern die Hånde, so wůrden sie sagen: ein witziger Kopf! Genug, mein Ludwig kann leben, wie er Lust hat, so lange er Niemanden Leids thut, und dafůr steh ich. Madam Seeburg schůttelte den Kopf ůber die Blindheit des Vaters. Sie las Ludwigen selbst den Text, und so derb, daß Ludwig von dem Tage an seltener, und da der Dame Vorwůrfe nicht aufhören wollten, zuletzt gar nicht mehr kam.

Eines Tages gieng Ludwig, an Rosen denkend, auf der Landstraße nach Braunschweig zu, sein gewöhnlicher Weg, wenn er allein gehen und an Rosen denken wollte. In tiefen Gedanken gieng er neben der Straße auf dem Fußsteige. Vor ihm gieng ein schlecht gekleidetes junges Mådchen mit einem etwa dreijåhrigen Kinde auf dem Arm, vor dem Mådchen eine Frau mit einem Tragkorbe, hinter einem Manne, mit einem Bůndel auf dem Růcken. Die Frau sah sich von Zeit zu Zeit nach dem Mådchen und dem Kinde um, und warf ihnen

Blicke zu, in denen Zärtlichkeit und ein wehmüthiger Kummer sehr deutlich vermischt lagen. Der Mann sang mit einer hellen Stimme das Lied: Wie Gott mich führt, so will ich gehn u. s. w. und das Mädchen lallte die Melodie nach, mehr, wie es schien, das Kind, das sie trug, zu vergnügen, als aus Andacht. Bei jeder schlüpfrigen Stelle des Weges sah sich die Mutter um, und sagte dem Mädchen: nimm dich hier in Acht, Marie! und stand so lange, bis Marie mit dem Kinde hinüber war.

Ludwig ergötzte sich an der sorgenden Zärtlichkeit der Mutter; es stöhrte ihn indeß dennoch in seinem Gedankentraume, und er bog seitwärts ab, um bei den Leuten vorüber zu kommen. Das Mädchen sah ihn an, wie er vorüber gieng, und Ludwig sah ein sehr schönes unschuldiges Gesicht, dessen Auge sich sogleich verbarg, wie er aufmerksam hinsah. Er sah noch einmal auf das Mädchen zurück, dann auf die Mutter, dann auf den singenden Vater, der ihm einen guten Abend bot, und er war vorüber. Er gieng schnell vorwärts durch ein

Gebüsch am Wege, und da der Abend immer dämmernder wurde, kehrte er eben den Weg zur Stadt zurück. Am Ende des Gebüsches sah er schon von weitem die Familie unter einem Gesträuch sitzen und essen. Das Mädchen, wie es Burchharden von weitem erblickte, zog seinen Rock bis auf die Füße hinab, und wandte sich dann seitwärts zu dem Kinde. Schmeckts? fragte Burchhard im Vorübergehen: das letzte Brod schmeckt niemals recht, antwortete der Mann. Das letzte? fragte Burchhard, und blieb stehen. Gott wird ja weiter sorgen! sagte der Mann, wenn ich nur erst noch ein paar Tage hin hätte; denn, sehen Sie, man muß erst ganz abgerissen seyn, ehe einem die Leute geben. — Wer ist er denn? fragte Ludwig mitleidig. — Ja, lieber Gott, meines Handwerks ein Tischler bin ich. — Wie aber? — Ja, lieber Mosje, oder wer Sie sind, als Geselle konnte ich, meine Frau und zwei Kinder nicht leben, und Meister werden, da fehlte mir das Geld. Sehen Sie, wies so geht! Ich machte erst ein Stück bei Feierabend. Das glückte. So giengs weiter.

Nun kam die Innung und nahm mir Handwerkszeug und Arbeit. Da giengs ins Elend. Nun hab ich zugesetzt bis heute, und Gott weiß, wies morgen ist. Ich will sehen, wies werden will; ich habs Gott heimgestellt. Die Frau begleitete diese Erzählung mit Blicken voll Kummer. Das Mädchen schien keinen Theil an der Erzählung zu nehmen: es reichte dem Kinde ein Stöckchen zu, das es immer wieder von sich warf.

Aber was will er nun machen? fragte Ludwig: er muß doch nun etwas vorhaben? Mutter und Tochter wandten ihre Blicke auf den Vater, eben so neugierig als Burchhard. Der Mann hob die Hand in die Höh, und ließ sie wieder fallen, das muß Gott wissen, wie's werden soll! antwortete er: wenn ich nur erst ein paar Tage hingebracht hätte. Ludwig lächelte. Ein paar Tage? wenn ich Ihm auch dazu einen Thaler oder so gäbe, was hilft ihm das? Der ist verzehrt, und dann ist nichts gebessert. Der Mann sann einen Augenblick und zuckte mit der Achsel. Hat er denn fleißig gearbeitet? Lieber

Gott, hob die Frau jetzt zum erstenmal an: so viel, daß mir manchmal ganz angst wurde; Tag und Nacht gearbeitet! Das Mädchen sah Burchharden an, als ob sie sagen wollte: das kannst du glauben. Hat man Frau und Kind lieb, so — arbeitet sichs wohl! sagte der Mann, und streichelte dem Kinde die lockigten Haare. Der Frau entfielen jetzt ein paar Thränen, welche die Tochter bemerkte, und mit einem sehr kummervollen, theilnehmenden Blick über die Wangen herunter begleitete.

Und wenn ihm geholfen würde, so bliebe er wohl lieber hier in der Stadt, als daß er anderwärts hinzöge? Die Frau und Tochter lächelten; der Mann sagte: ja freilich, meine Frau ist ein Stadtkind. Das häckelt sich überall an bei den Weibern: da ist eine Meile schon aus der Welt. Und wie viel brauchte er wohl, wenn ihm sollte aus dem Grunde geholfen werden? Der Mann schüttelte den Kopf. Könnten wohl vorerst funfzig Thaler, wenn ich ihm die ohne alle Zinsen liehe, bis er, ich meine — er könnte sie mir wiedergeben — Ludwig gerieth

in Verwirrung; der alte Mann hatte den Hut abgenommen, und fieng an aufzustehen, die Frau sah ihn mit ein paar Augen an, die vor Hoffnung und Angst glänzten, das Mädchen drückte das Kind mit einer schönen Röthe auf den Wangen an seine Brust, und warf dann wieder einen freudigen Blick auf den Jüngling.

Ludwig hatte in zehen Sekunden den Plan der Rettung dieser Leute ausgebildet. Nun so kommt, sagte er, als ob er ihnen den Plan schon bekannt gemacht hätte: so kommt doch mit mir! Das Mädchen war auf, mit dem Kinde auf dem Arm. Die Frau stand auf, und stellte sich zu ihrem Tragkorbe; der Mann schüttelte allein ungläubig mit dem Kopfe, und legte den Finger an die Nase, und schüttelte dann wieder.

Ludwig zog seine Börse, und gab dem Manne ein Goldstück. Nun komm er, Vater. Ein tiefer Seufzer hob sich aus des Mannes Brust. In Gottes Namen auf! er hob seiner Frau den Tragkorb auf den Rücken, und nahm sein Bündel. Ludwig gieng voran in

tiefen Gedanken, wie er des Mannes Zustand einrichten sollte, und die Familie folgte ihm, und unterhielt sich mit Mienen untereinander von ihrem jungen schweigenden Freunde. Es war spät, da sie vor der Stadt ankamen; sie hatten langsam gehen müssen. Sellhof kam Burchharden entgegen; er erfuhr Ludwigs Plan. Hier wohn ich, sagte Ludwig, da er vor seinem Hause war, Ach, Gott! sagte das Mädchen aus voller Brust, ich kann nicht mehr! Sie setzte das Kind auf der Gasse nieder, trocknete sich das heiße, vom Schweiß nasse Gesicht, und setzte sich auf einen Stein vor der Thüre.

Kommt herein! sagte Ludwig, und gab dem Mädchen die Hand. Sie gieng mit ihm, die andern folgten, und die ganze Familie war bei den beiden Jünglingen im Zimmer. Hier wurde nun Rath gehalten, der endlich dahinaus lief; die Kammer neben dem Zimmer der Familie für diese Nacht einzuräumen. Man brachte Stroh, Essen, und nach einer Stunde lag die Familie gesättigt und mit den

freudigsten Hoffnungen schon im tiefen Schlafe. Sellhof und Ludwig setzten sich und überlegten. Unser Wirth ist ein Schurke, der uns verklatscht! sagte Sellhof, laß uns ein Häuschen miethen, unsern Tischler als Wirth hineinsetzen, und bei ihm wohnen: da ist dem Manne und uns geholfen! Am andern Morgen durchflog Sellhof die Stadt, um Mittag war ein Häuschen gemiethet, am Abend vom Trödel ganz gut möblirt, das Meisterrecht bezahlt, das Handwerkszeug angeschafft, und nach zwei Tagen führten Ludwig und Sellhof die arme Familie, die bis jetzt in einer Art von Angst gelebt hatte, in ihre neue Wirthschaft ein.

Nun nährt euch redlich, Meister Sievers! Meister Sievers stand in der Werkstätte, und betrachtete mit nassen Augen die ganze Herrlichkeit, der Mutter flossen Thränen der Freude, der Dankbarkeit, der innigsten Rührung vom Auge: ach Gott! ach Gott! rief sie von Zeit zu Zeit. Das Mädchen stand auf der Schwelle des Gemachs, und betrachtete verstohlen die beiden jungen Leute, die Schöpfer

ihres Glücks, und traute sich kaum hinein. Die guten Leute wagten es nicht, alles das als das ihrige zu betrachten; sie gebrauchten die Geräthe die ersten Tage mit einer Behutsamkeit, als ob sie dieselben morgen wieder abgeben sollten, und Ludwig sagte Sellhofen o Sellhof, wie wenig kostet es um glücklich zu seyn! Meister Sievers arbeitete Tag und Nacht, und schon nach einigen Monaten kam er, um etwas von seiner Schuld abzutragen. Liebe beste Herren, fieng der Mann betrübt freudig an: nehmen sie es! Ludwig lächelte, Sellhof nahm das Geld, und rief Marien: hier, liebes Kind, kauf dir dafür einen Mantel! Wenn man bei Ihnen nicht fromm und gottesfürchtig wird, liebe Herren, sagte der Meister, und legte dabei die Hand aufs Herz; so helfen keine Engel auf Erden!

Ganz natürlich kam diese Begebenheit ins Publikum. Meister Sievers fing an durch seinen Zustand die Neugierde seiner Bekannten rege zu machen, und er befriedigte sie immer mit der Erzählung von ein paar Engeln, die

Gott ihm zugeschickt hätte, wie dem Elias in der Wüste. Die Erzählung verbreitete sich weiter: aber was mögen die beiden Narren wohl für eine Absicht dabei gehabt haben? Es ist doch kein Pappenstiel, den sie dem Meister gegeben haben! Meister Sievers wurde in zwanzig Häuser nach Arbeit gerufen, um von ihm die Erzählung selbst zu hören. Lieber Gott! sagte die Burgemeisterin, der Meister hat ein hübsches Mädchen! — die Frau ist noch nicht alt; sagte die Frau Konrektorin. Nach vier Wochen hätten die Damen der Stadt alle, und im Ernste einen Eid darauf abgelegt, daß Sellhof und Ludwig des Meisters Sievers Tochter sehr genau kennten.

Burgemeisters Wilhelm hörte so viel über die hübsche Jungfer Sieversen und ihr lüderliches Leben bei Tisch von seiner Mutter reden, und wurde so viel und so dringend ermahnt, ja nicht hinzugehen, daß er der Neugierde nicht widerstehen konnte, das Mädchen zu sehen. Er besuchte Vetter Burchharden, und Marie kam in das Zimmer, um ein Geschäft zu ver-

richten. Marie war ein reizendes Mädchen von funfzehn Jahren, und Burgemeisters Wilhelm ein müßiggehender, wohlgenährter Bursche. Das Mädchen gefiel ihm; ihre Freundlichkeit entzückte ihn, und er beneidete die beiden glücklichen Philosophen. Er kam öfter wieder, und oft zu Zeiten, da er die beiden Philosophen auswärts wußte. An einem solchen Abend führte sein Stern oder Unstern die schöne Marie zu ihm in das Zimmer, wo er sitzt und auf die beiden hofft. Wo sind Ihre Herren, Marie? Aus! — Werden sie bald wieder kommen? Ich denke, ja! — Sie hat sie wohl recht lieb? Ach Gott! hub das Mädchen an, richtete sich in die Höh, und schlug ihre schönen Augen voll Freude an die Decke: ach Gott, lieb wie mich selbst! — Nun sage Sie mir, wie wurde Sie denn mit den Herrn bekannt? Das Mädchen stand und erzählte mit frölich eilenden Lippen. Wilhelm hatte ihre Hand gefaßt; das Mädchen erzählt. Wilhelm wird dreister, das Mädchen sträubt sich, sie will den Bekannten ihrer Wohlthäter nicht

grob behandeln. Wilhelm hält dies für Bewilligung, und Ludwig tritt gerade in die Thüre, wie das züchtige Mädchen aufkreischt. Er springt an seine Reitpeitsche, und ohne auf Wilhelms Entschuldigung zu hören, fängt er ihn so derb an zu bearbeiten, daß Wilhelm endlich die Flucht ergreift. Ludwig ist ihm auf den Fersen, und Wilhelm empfängt noch die letzten Hiebe an seiner eignen Hausthür. Die Mutter stürzt laut schreiend ihrem Wilhelm entgegen. Ein Lärm, ein Geschrei im ganzen Hause; ein Ungewitter für Mann und Gesinde! Wilhelm lügt seine Fabel. Die Mutter will selbst zum Rektor; Wilhelm ist endlich gezwungen, halb und halb die Wahrheit zu gestehen, um seine Mutter zum Schweigen zu bringen. Zum Schweigen; aber nicht zur Ruhe! Der Burgemeister wurde citirt, und ihm wurde aufgegeben, ein Mittel zu ersinnen, sich zu rächen. Aber, mein lieber Schatz, fieng der Burgemeister zitternd an; so wie es scheint, hat der Wilhelm doch Anlaß gegeben, daß —

— Ach du barmherziger Gott, fieng die Frau

zu toben an; will der ein Vater seyn, der seinem eignen Kinde abfällt? Was? was? nein! da behüte mich Gott! wer seine Nase abschneidet, schändet sein eigen Angesicht. — Ja, liebster Schatz, darum dächte ich, wir schnitten sie nicht ab; wir schwiegen lieber, bis auf eine andere Gelegenheit. — Schweigen? was hat denn der arme Junge gethan? er hat mit dem lüderlichen N * * gespaßt; das muß sie sich noch für eine Ehre anrechnen, und darum haut ihn der F * * mit einem Knittel, wie mein Arm dick, wahrhaftig wie mein Arm dick! Es war eine Peitsche, Mütterchen! sagte Wilhelm. Halts Maul! es war ein Knittel! ich habs gesehen! und das vor der ganzen Stadt! Schimpf und Schande! mit einer Peitsche, wie ein Hund! Eine Hundepeitsche wars!

So gieng der Fluß der Worte eine Stunde lang; der Burgemeister mochte wollen oder nicht, er mußte den Rathsdiener an Meister Sievers absenden, und die Dame gab ihm den Auftrag, er sollte sagen: Meister Sievers solle auf seine Tochter acht haben, daß sie ihr lü-

derliches Leben mit den jungen Leuten in seinem Hause einstellte; sonst würde man ihn als einen lüderlichen Mann aus der Stadt schaffen.

Der Rathsdiener kam am andern Morgen zu Meister Sievers, und brachte ihm dieses Kompliment von Seiten des Burgemeisters. Sievers stand da sprachlos; mit starren Augen, gaffte er den Rathsdiener an, und gab ihm nicht eine Sylbe Antwort. Die Tochter wurde bleich wie der Kalk an der Wand, der Mutter stieg eine hohe Röthe ins Angesicht; eben wollte sie die Lippen öffnen, um dem Rathsdiener die gekränkte Mutter zu fühlen zu geben, da sah sie ihre Tochter, und lief auf sie ein: Marie! Marie! der Rathsdiener gieng und raportirte der Frau Burgemeisterin, daß das böse Gewissen dieser Leute sie stumm und sprachlos gemacht hätte. Das Mädchen wäre blaß geworden wie der Tod. Die Dame schlug die geballte Faust in die offne Hand. Das ist recht! rief sie voll Freude.

Bei Meister Sievers stand es nicht so fröhlich. Der Vater legte den Hobel hin, und

betrachtete Mutter und Tochter. Die Mutter weinte, Marie seufzte, der Vater zitterte. Marie, sagte er feierlich: ist's denn wahr, so gestehs! Die Mutter fuhr auf den Mann ein, die Tochter legte die Hand aufs Herz, und schwur ihrem Vater, das sie nicht einmal wisse, was lüderliches Leben sey. In Gottes Namen! sagte der Alte, und ergriff den Hobel wieder: so laßt uns ruhig seyn. Nein, rief die Mutter: das laß ich nicht so stecken! — Möchtest du denn, daß es anders wäre? fragte der Vater sanftmüthig: Micke hat, Gott sey Dank, eine hübsche Bildung, unsre Herrn sind junge Leute, das giebt den Jungen was zu thun: laß es seyn!

Bei diesen Worten trat Ludwig ins Zimmer. Er sah vom Vater auf Mutter, und von Mutter auf Tochter. Lieben Leute, was giebt's denn? Nichts! antwortete der Vater: es muß ein Dachziegel herabgefallen seyn, oder so etwas, das hat uns erschreckt. Ja, das Gott, ein schöner Dachziegel! sagte die Mutter, und fieng an, Burchharden das Kompli-

ment des Rathsdieners zu erzählen. Burchhard lachte. Sie lachen, lieber Herr Burchhard? sagte der Vater: da Sie's nun einmal wissen, so — ich hätt's Ihnen nicht gesagt; aber nun, da Sie's wissen, sehe ich's doch ungern, daß Sie lachen. Das sieht aus, als ob der Rathsdiener Recht hätte.

Nun, es ist ja nicht wahr! sagte Ludwig; — ich würde nicht lachen, wenn der buntschäckige Kerl recht hätte; — aber — nicht wahr, Marie, es ist nicht wahr? Das Mädchen erröthete. Ich lache, daß die Burgemeisterin nicht leiden will, wenn man ihren Sohn zieht. Nun, Marie, nimm dirs nicht zu Herzen. Ist man unschuldig, so laß die Leute schwatzen, bis ihnen die Zungen abfallen, sagt mein Vater. — Aber das arme Ding kommt in einen übeln Ruf, sagte die Mutter; und, setzte der Vater hinzu, es ist nicht blos ein Stadtgeträtsch: meine Obrigkeit hat mich ja warnen lassen, und da hat denn doch wohl meine Frau Recht, daß es nicht so bleiben darf. — Hm! brummte Ludwig, freilich ist das kein Geträtsch mehr;

nun

nun wir wollen sehen! Er meint wohl, Sievers, daß wir auf diese Weise nicht mehr zusammen wohnen dürften? — das meine ich nicht, junger Herr, das hieße ja der hohen Obrigkeit zugestehen, sie hätte Recht; aber bedeuten — Das will ich thun! sagte Ludwig finster. Er gab Marien die Hand: sey ruhig, liebe Marie! ich will einmal deinetwegen mit der Frau Burgemeisterin eine Lanze brechen. Er gieng.

Nachmittags war bei Burgemeisters Gesellschaft: eben hatte man die Lüderlichkeit der beiden jungen Leute durchgeklatscht; Wilhelm war so eben von seiner Mutter von aller Schuld entsündigt. Der Junge ist zu gut. Er geht dahin, und will die beiden Taugenichtse warnen; wie denn das so geht. Sie fallen über ihn her, und schlagen ihn beinahe todt. Man erstaunte, man schlug in die Hände, man begriff nicht, wie Väter und Vormünder so sorglos seyn könnten, wie der alte Burchhard und Sellhoffs Vormund. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, sagte die Burgemeisterin: Sie

wissen ja die Geschichte des Alten mit der Ehrenbreiten noch? Der Burgemeister saß da und schüttelte den Kopf.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und der junge Burchhard trat herein. Er grüßte die Gesellschaft anständig, und gieng zum Burgemeister: Herr Burgemeister, heute Morgen brachte der Rathsdiener dem Meister Stevers von Ihnen den Befehl, dem lüderlichen Leben seiner Tochter mit mir und Sellhof Einhalt zu thun: ich möchte gern den kennen lernen, der mich und das Mädchen eines lüderlichen Lebens beschuldigt. Die ganze Gesellschaft erschrack, der Burgemeister stammelte etwas daher, was nicht zur Sache gehörte: endlich sagte er, es sey mehr eine väterliche Warnung über ein allgemeines Gerücht an den Vater, als ein Befehl der Obrigkeit an den Bürger gewesen. Dann, Herr Burgemeister, war es Ihre Pflicht, selbst zu kommen, und dem Vater von dem Geträtsch der Stadt Nachricht zu geben; allein nicht die Ehre eines unschuldigen Mädchens dadurch zu verunglimpfen, daß Sie diesen Befehl

von Gerichtswegen ihm zufertigen ließen. Ich verlange Antwort, und bestimmte Antwort. Was mich selbst betrifft, so können die Damen allerseits, — er machte der Gesellschaft eine Verbeugung, — von mir so viel schwatzen, als Ihnen gut däucht; allein, mich dünkt, der Stadtburgemeister ist von dem Vater des gepeitschten Buben, und dem Manne der erbitterten Frau ein ganz verschiedenes Wesen.

Die Frau Burgemeisterin fieng Feuer: der Herr Burgemeister war in Verlegenheit; die Fächer der Damen rauschten. Warum haben Sie meinen Sohn so geprügelt? rief die Dame in großem Eifer. Weil er eben das unschuldige Mädchen, daß Sie so gern zu einem lüderlichen Mädchen machen möchten, weil er dieses Mädchen verführen wollte. Rathen Sie ihm, daß er mir nicht noch einmal so kommt. — Nun, Herr Burgemeister, wer ist der Aussager, daß das Mädchen — ein erzlüderliches Mensch ist, fiel die Burgemeisterin ein: das behaupte ich! davon bin ich die Aussagerin, Mosje. Der

meint wohl, man soll sich fürchten, die Wahrheit zu sagen!

Ich danke Ihnen, sagte Burchhard, und wandte sich an den über seine rasche Frau bestürzten Burgemeister. Ich werde meine Klage morgen für mich und das Mädchen eingeben. Mein Vater meinte, ich sollte mich sogleich an die Regierung wenden; allein ich will Sie als die erste Instanz nicht vorübergehen. Der Regierungspräsident, der gerade bei meinem Vater war, meinte das auch. Er verbeugte sich, und gieng.

Puh! rief die Dame, wie er zur Thüre hinaus war, mit einem Flammengesicht: der Narr mit seinem Klagen! und schlug eine große Lache auf. Aber wie vergieng ihr das Lachen, da der Syndikus sie fragte: nun, welches sind die Beweise, womit Sie den lüderlichen Umgang der Leutchen beweisen werden? denn hier sind die Beweise nicht leicht, Frau Gevatterin? — Was geht mich der Beweis an? — Ja, aber belieben Sie nur Ihren Herrn Gemahl zu fragen, da Sie sich doch als Aussagerin — Pah!

ich sage, was die ganze Stadt sagt. — Nun ja; das war also wohl nur eine gewisse Geschwindigkeit, Uebereilung; Sie hätten es nicht sagen sollen; aber, Herr Gevatter, der junge Mensch sagte ja von einem Rathsdiener, der — der Burgemeister zuckte mit der Schulter, und warf einen furchtsamen Blick auf seine Frau.

Das kann ein schlimmer Handel werden, Frau Gevatterin! brummte der Syndikus: der Regierungspräsident fackelt nicht, und der alte Burchhard ist ein obstinater Kopf! der kann eine förmliche Abbitte und Ehrenerklärung fordern! — Was? Abbitte? was? ich soll nicht einmal von so einem Menschen reden dürfen? — Reden, wie auch der junge Burchhard sagte, so viel Sie wollen! das haben nun einmal die Gesetze den Damen erlaubt; allein von Gerichtswegen etwas sagen lassen, das qualifizirt sich zu einem injuriarum. Ich sage Ihnen, Frau Gevatterin, der Handel steht nicht gut, und ut supra, es könnte zu einer Abbitte kommen.

Die Züge der Dame senkten sich um einen Zoll tief, da sie das hörte. Indeß sie glaubte

noch immer, daß der Herr Gevatter, der sonst wohl ein spaßhafter Mann war, auch diesesmal scherzen wollte: sie sah ihren Mann an, und fand auf seinem Gesichte keinen Trost. Er schüttelte von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe. Sie stand auf, ein Wink beschied ihren Mann hinaus. Zitternd gieng er ihr nach. Nun? fragte sie heftig: hast du die Sprache verloren? wie ist denn das, was der einfältige Syndikus schwatzt? — Leider, lieber Schatz, wenn 's so ist — wie er sagt. — Nun, wie solls denn seyn? Was bist du für ein Mann? Was kann ich armes Weib denn davon wissen, was man sagen darf oder nicht? Versteh ich denn die Gesetze oder Du? Wer ist denn Burgemeister? So solltest du sagen, das geht nicht! aber da stehst du, und kannst dein Tage die Zähne nicht von einander bringen! — Aber, lieber Schatz, darf ich denn je etwas sagen? — Nicht? so? das ist ein Mann, das Gott erbarm! Aber das sage ich dir, kommt mir eine Klage, so schieb ich alles auf Dich! das sage ich dir vorher! warum machst du so albernes Zeug? Was willst du nun machen?

Der Syndikus wurde herausgerufen. Man erzählte ihm die ganze Sache ausführlich, und er rieth zu einem Vergleiche. Daran wollte die Dame auf keine Weise, bis denn der Syndikus sie wieder mit seinem kalten Ton und Vorhersagung so in die Enge trieb, daß sie ihm ihre ganze Sache übertrug. Dieser gieng zu Meister Sievers, trug ihm die Sache vor, und Meister Sievers war zufrieden, wenn die Frau Burgemeisterin sich in Gegenwart des Rathsdieners gegen ihn entschuldigte. Die Sache war auch bald abgemacht. Sievers gieng mit dem Syndikus, der nahm ein Protokoll auf, und die Burgemeisterin gab Meister Sievers die Hand und murmelte ein Paar Worte, die man von weitem für das Locken einer Henne hätte halten können. Ludwig ließ ihr sagen: er für sein Theil wäre zufrieden, wenn Meister Sievers zufrieden wäre. Der Handel war zur Zufriedenheit aller abgemacht, außer nicht zur Zufriedenheit des Burgemeisters, der vier Wochen lang alle Launen einer erbitterten und gedemüthigten Frau tragen mußte. Und der Er=

folg war? man freute sich in der Stadt darüber, daß die Frau Stadtburgemeisterin hatte abbitten müssen: ja, ein unschuldiges Mädchen in so üblen Ruf zu bringen! sagte man diese Stunde; eine Stunde darauf: daß der alte Burchhard das lüderliche Leben seines Sohnes mit der Sieversen so zugeben kann!

Der Konrektor schrieb an Sellhofs Vormund, und Sellhof mußte sogleich von Burchharden wegziehen: so unaufmerksam er sonst auf das Leben seines Mündels gewesen war, so aufmerksam wurde er jetzt durch den Brief des Konrektors. Es wurde davon mit vielem Geräusch gesprochen. Der Rektor nahm Ludwigen einmal allein, und sagte ihm sehr ernst: Ἐσθλῶν μὲν γὰρ ἂπ ἐσθλὰδιδάξεαι ἢν δὲ κακοῖσι συμμιγέης, ἀπολῦς καὶ τὸν ἐόντα νόου. Was heißt das, Herr Rektor? fragte Ludwig: Wer mit lüderlichen Leuten umgeht, antwortete der Rektor, an dem bleibt nicht ein gut Haar. — Herr Rektor, das paßt nicht auf mich! antwortete Ludwig lachend. Desto besser, antwortete der Rektor, und ich gebe dir den

Rath, den Sokrates seinem Freunde gab: ὁπότ' ἂν ἴδῃς τινὰ καλὴν, φεύγειν προτροπάδην. Lauf vor den hübschen Mädchen, wie vor Schlangen! Herr Rektor, ich laufe nicht vor den Schlangen, ich trete sie todt. — Nun, nun, das Gerücht spricht übel von Dir! — Das ist nicht meine Schuld! — Der Schein ist doch gegen Dich, mein Sohn? — Ich habe ein gutes Gewissen, Herr Rektor. — Das gebe Gott, mein Sohn, und arbeite, daß Du es erhältst, aus allen Kräften, es ist das summum bonum; denn τῶν πόνων πωλοῦσιν ἡμῖν πάντα τἀγαθ' οἱ θεοὶ, oder wie Flaccus sagt: Nil sine magno vita labore dedit mortalibus.

Jedesmal wenn der Rektor Ludwigen sprach, so behauptete er steif und fest, er könnte unmöglich der ausschweifende Jüngling seyn, zu dem man ihn machen wollte: allein er hörte es so oft, so umständlich behaupten, daß er eben so oft gezwungen war, zu wanken, weil er ihn nicht vertheidigen konnte. So gieng es auch der Madame Seeburgen: sie lag Burchharden täglich an, seinen Sohn aus des Tisch-

lers Hause zu nehmen. Burchhard sprach den Tischler, die Mutter, Marien, sah Marien in Gesellschaft seines Sohns, und wenn er zurückkehrte, so sagte er der Seeburgen: daß Ludwig das Mädchen, die Marie, lieb hat, ist wahr, und mir lieb; denn es ist ein gutes, und unschuldiges Mädchen; dafür bürg ich! Ich wüßte in der ganzen Stadt kein anderes Haus, wo ich ihn so sicher wüßte als gerade hier. Er kann bleiben, so lange er will.

Er geht doch aber mit dem Mädchen Abends spatzieren! — Das that er ja mit Rosen auch! — Aber, Herr Burchhard, sagte die Seeburgen empfindlich: finden Sie da keinen Unterschied? — Nein, nicht den geringsten. — So find ich ihn; wenigstens seh ich nicht gern, daß Rose mit einem Tischlermädchen theilt. — Theilt? was denn theilt? — Sein Herz, seine Liebe, und einmal sein Bette! — Wer redet davon, Frau Nachbarin? wie oft gehen wir beide Abends spatzieren, und hab ich drum schon einmal bei Ihnen geschlafen? — Sie sind ungezogen. Herr Burchhard! — Das bin

ich nicht; aber ich finde doch nicht, was das Spatzieren mit der Liebe zu thun hat! Ich weiß freilich wohl, wie Rose und Ludwig klein waren, daß Sie das auch immer fürchteten; — aber so viel ist doch gewiß, daß man hundert Jahre spatzieren gehen kann, ohne ein einzigmal bei einander geschlafen zu haben. — Aber die ganze Welt, Herr Burchhard. — Ei, die ganze Welt! Zum Henker! in der Türkei schläft mancher Bassa bei hundert Weibern, und geht nicht ein Einzigesmal mit einer spatzieren. — Genug, Sie werden es sehen, Herr Burchhard, wer den Menschen besser kennt, ich oder Sie? — Wahrhaftig, Frau Nachbarin, Sie müssen viel Noth auf den Spatziergängen in ihrer Jugend gehabt haben! —

Es ist wahr: Madame Seeburg hatte so ganz unrecht nicht. Marie fieng an, sich gut, sehr gut zu kleiden: Meister Sievers mußte sich eine Magd halten, und Marie wurde mit den schweren Hausarbeiten verschont; dagegen saß sie oft mit einem Buche in der Hand, und mit dem Nähezeuge auf dem Schooße. Das

alles war Ludwigs Werk: das war nicht zu läugnen; allein nicht Ludwigs Einfall.

Das Geschwätz, daß die beiden Jünglinge mit dem Mädchen auf einem so vertrauten Fuße lebten, hatte das Mädchen tief gekränkt. Sie kam jetzt seltener in das Zimmer ihrer Wohlthäter, und wenn sie einmal hereintrat, so erröthete sie jedesmal. Sie konnte ihre Augen nicht mehr gegen die beiden jungen Leute erheben: sie schämte sich, wenn einer von ihnen sie ansah. Ludwig hatte das alles nicht bemerkt; allein Sellhoff bemerkte es desto genauer. Das arme Mädchen jammerte ihn. Aber Marie fieng er einmal an, da er allein war, sag mir, wie kannst du so viel auf das einfältige Reden der Menschen geben? — Das hab' ich längst vergessen! sagte sie erröthend. Das ist nicht wahr, Mädchen! denn du wirst jetzt noch roth, so oft du zu uns kommst. Sey einmal aufrichtig, Marie! du wünschtest uns auf den Brocken, nicht wahr? Nein, wahrhaftig nicht! sagte das Mädchen, und legte die Hände auf die Brust: aber nahe geht es mir, das ist

wahr, daß die Menschen — dabei funkelten Thränen in ihren blauen Augen. — Armes Mädchen! sagte Sellhoff, ergriff ihre Hand und zog sie zu sich. Sie fiel zufällig durch das Ziehen auf Sellhoffs Schooß. Armes Mädchen! sagte er noch einmal, und betrachtete sie nun in der Nähe. Sie sah vor sich nieder, und unter den Augenwimpern drängten sich schöne Thränen hervor. Sellhoff tröstete sie, und hielt sie noch immer auf seinem Schooße auch Marie machte keine Bewegung aufzustehen, nur daß sie sich so leicht machte wie möglich. Armes Mädchen! sagte er zum drittenmale, und um seine Lage zu ändern, küßte er sie. Sie wendete den Mund nicht ab, sie küßte nicht wieder, sie erröthete bloß, stand auf, da er eine Bewegung machte aufzustehen, und gieng hinaus ohne ihr Geschäft verrichtet zu haben, wozu sie gekommen war.

Sellhof hatte ihr Gesicht im Profil betrachtet; so nahe hatte er sie noch nie gesehen; die schöne Rosenröthe ihrer Wange, das reine blendende Weiß ihres Gesichts, der runde schö-

ne Mund, das feine Kinn, die feinen blauen Adern in den Schläfen! Er wiederholte sich das alles noch einmal, wie sie hinaus war. Armes Mädchen! sagte er zum viertenmal, und Marie trat wieder herein, um ihr Geschäft zu verrichten. Sellhof stand mit dem Rücken am Fenster, und folgte mit seinen Blicken den Bewegungen des schönen Mädchens im Zimmer. Sie wischte den Tisch ab, legte einige Bücher auf einen andern Tisch, steckte einige Meissel in die ledernen Riemen, und das alles that sie ohne einen Blick zu heben, ohne ein Wort zu sagen. Endlich näherte sie sich dem Fenster um eine Flasche zu haben, die sie eigentlich holen wollte, und die in dem Fenster stand, das Sellhof bedeckte

Wie sie näher kam, gieng sie so, als ob sie Sellhofen vermeiden wollte. Sellhof zog sie zu sich, und zum fünftenmal sprach er: armes Mädchen! aber mit einem Ton, der himmelweit von dem Tone verschieden war, mit dem er das erstemal: armes Mädchen! gesagt hatte. Er hielt sie in seinen Armen, sie war wie eine

Bildsäule. Er küßte sie noch einmal, sie ergriff die Flasche und gieng hinaus. Ein schönes Mädchen! dachte Sellhof, und ganz fein verband sich mit dieser Vorstellung ein Gedanke an das Geschwätz der Stadt. Seine Vorstellung war nicht ganz unschuldig.

Er hoffte immer, sie sollte noch einmal kommen. Marie kam nicht, er rief ihren Namen zur Thür hinaus, und mit einem so zitternden Accente, daß er selbst dabei erschrack. Sie kam, doch nicht so schnell als sonst. Geb sie mir doch ein Glas Wasser, Marie! — Sie brachte es ihm, setzte es auf den Tisch, er sah sie stumm an, ohne das Herz zu haben, sie aufzuhalten. Marie gieng stumm und erröthend hinaus.

Von diesem Tage an war Marie Sellhofen unendlich mehr, als sie ihm sonst gewesen war: er nannte sie nicht mehr du, wenn er ihr etwas hieß. Er war oft bei ihren Eltern, und dann saß er zerstreut da, und sah Marien an: er blieb zu Hause, wenn Ludwig ausgieng, und dann hatte er hunderterlei zu thun, wobei er

Marien nöthig hatte, und dennoch rief er sie nicht. Wenn sie kam, so betrachtete er sie; wurde selbst roth, wenn sie erröthete; war eben so stumm, wie sie; wünschte, sie möchte wieder hinaus seyn, weil sonst Burchhard darauf zukommen könnte; und war sie hinaus, so wünschte er sie eben so sehnlich zurück. War Ludwig da, und scherzte mit Marien, so sah er, wie freundlich Marie Ludwigen antwortete, wie sie ihm zulächelte; näherte er sich, so sah sie ihn nicht, oder von unten auf an, war ernst mit ihm, statt heiter. Es verdroß ihn, daß sie Ludwigen lieber als ihn hatte. Es war gerade um Weinachten. Sellhof wußte das Gespräch so fein zu lenken, daß Ludwig darauf fallen mußte, Marien ein Weinachtsgeschenk zu geben. Es war ein sehr hübscher Anzug. Marie bedankte sich bei Ludwigen sehr freundlich, und bei Sellhof konnte sie kaum die Worte: ich danke Ihnen! heraus stammeln, obgleich Ludwig ihr sagte: bei Sellhofen bedanke dich, Marie! der hat alles besorgt. Sellhof stahl sich auf Mariens Kammer, und legte ihr noch

ein

ein schönes Halstuch hin, das vergessen war. Marie trug es, ohne zu fragen, woher es gekommen war: sie erröthete, wie sie es zum erstenmale in Gegenwart Sellhoffs trug. Wenn du mir alles so schontest, Marie, sagte die Mutter, wie das neue Halstuch! das hütet sie wie ihr Auge im Kopfe! und Marie wurde roth wie eine Purpurrose. Kurz, Sellhoff und Marie waren nicht gleichgültig gegen einander.

Auf einmal mußte Sellhoff, wie oben erzählt ist, zum Hause hinaus, und Marie hatte acht Tage hindurch kein trocknes Auge, und wenn sie Vater und Mutter, und Ludwig fragten: Marie, was weinst du? so antwortete sie; ich weine nicht! ich weiß nicht, es muß mir etwas in die dummen Augen gekommen seyn. Sellhoff schlich sich alle Abende zu Ludwigen, er mochte zu Hause seyn oder nicht: und Marie war alle Abende, wenn Ludwig nicht zu Hause war, bei Sellhoffen; und war er zu Hause, so hatte sie tausend kleine Geschäffte im Zimmer, und Sellhoff immer mit Marien etwas zu reden.

Das konnte denn freilich nicht lange für Burchharden ein Geheimniß bleiben, der bei dem ewigen Thür-auf- und zumachen, den Kopf lächelnd schüttelte, und zuweilen Marien scherzend Rose nannte: ihm fiel Rosens ewiges Fenster-auf- und zumachen dabei ein, womit sie noch oft nachher geneckt wurde. Burchhard nahm eines Tages Marien bei der Hand: hör', Marie, willst du mir einmal wohl die Wahrheit sagen? — O ja, sagte das Mädchen freundlich. — Wen hast du lieber, mich oder Sellhoff? Beide gleich, sagte sie erröthend. — Wen hast du lieber, den Hobel da oder Sellhoff? beide gleich! nicht wahr? das Mädchen erröthete noch ärger. Hör, Marie! ich habe dich lieb, ich möchte gern, daß du glücklich seyn solltest: liebes Kind, wen hast du lieber, den lieben Gott, oder Sellhoff? Sie glühte, sie ergriff Ludwigs Hand und küßte sie geschwind, ehe er es hindern konnte. Das ist keine Antwort: wen hast du lieber? — Sellhoff! antwortete das Mädchen sehr leise. Ludwig sagte: warte ein wenig! Er hielt sein Ohr vor ihr-

Lippen; nun sags noch einmal! wen hast du von ganzem Herzen lieb? — Sellhoff! — Ludwig hielt ihr die Lippen an das Ohr, und rief ihr laut zu: das hab ich gemerkt! und das verschämte Mädchen sprang aus seinen Armen.

Wie Sellhoff kam, so gieng auch ihm Ludwig zu Leibe, und Sellhoff gestand, daß er das Mädchen von Herzen liebe. — Aber warum, lieber Sellhoff, warum hinter der Thüre? warum heimlich? laß Marien kommen, nimm sie in deine Arme, wenn ich, wenn ihre Eltern gegenwärtig sind; warum schleichst du? warum thust du gleichgültig gegen das Mädchen, wenn ihr Vater dabei ist? — Lieber Ludwig, du weißt ja, in welcher Lage ich bin. Mein Vormund — hat dir doch bei etwas Gutem nichts zu befehlen: oder, Sellhoff, du hoffst doch nicht das Mädchen zu verführen? — Ludwig! — Gut, das ist mein Name! du verbirgst deine Liebe deinem Vormunde: warum aber mir? warum den Eltern? Antworte! — Eine Schaam lieber Freund, deren Ursach ich nicht weiß — deren Ursach im Gefühl, man habe etwas Böses

vor, liegt. Komm, rede! du liebst Marien? — Ja! — Sie liebt dich? — Ihr seyd eins? — Ja! — Du willst sie heirathen? — Ja! — Gut! — Ludwig faßte Sellhoffen unterm Arm, und gieng mit ihm zu Sievers. Meister Sievers! hob Ludwig an, hier Sellhoff hat Marien von ganzem Herzen lieb, Marie Sellhoffen! Marie soll einmal Sellhoffs Weib werden: dem Vater ist man schuldig so etwas zu sagen, weil der Vater der Kinder erster Freund und Rathgeber ist.

Der Vater sah Ludwigen erschrocken an, dann Sellhoffen, dann Marien: die Mutter machte ein paar große Augen, und stand von ihrem Sitze hastig auf, und ein freundliches Lächeln überzog ihr Gesicht. Marie zitterte so heftig, daß sie ihr Strickzeug nicht still halten konnte; Sellhoff machte eine halb finstere Stirn, und versuchte, ein Paar Worte zu sagen.

Lieben Herren, fieng der Vater endlich an: ich bin Ihnen mein! ganzes irdisches Glück schuldig: das ist wahr, und was Sie mir jetzt sagen, ja! ich kann nicht helfen, es muß heraus! —

es ist mir nicht lieb! — Ich kann nichts dagegen haben, wenns sonst Gottes Wille ist; aber — aber — ob's auch Gottes Wille ist!

Daß Mann und Frau sich lieb haben, Meister? fragte Ludwig. Das nicht, junger Herr, das ist in der Ordnung; aber — ob die Marie — Fleisch von seinem Fleisch, und Bein von seinem Bein ist, das ist die Frage? Kann der junge Herr, jetzt meine Marie unterm Arm nehmen und seinen Verwandten unter die Augen mit ihr treten, und sagen: das soll mein Weib seyn?

Sellhoff sagte: zwar kann ich das jetzt nicht; aber — warum nicht, lieber Herr Sellhoff? Sehen Sie, Sie sind mein Wohlthäter, ein Mensch, für den ich mein Leben hingeben könnte; aber sagen Sie mir, warum Sie das nicht können? — weil Sie sich Mariens schämen, lieber guter Herr, und Weib und Mann sollen sich vor einander nicht schämen. Das ist Eins! Nun könnte ich noch tausend Dinge sagen, warum mirs nicht lieb ist. Sie könnten sich ändern; Sie müssen fort, kommen unter andere Leute; Marie kann die rothen Backen verlieren. —

Aber nicht ihre Unschuld, nicht ihre Güte, nicht ihre Liebenswürdigkeit, antwortete Sellhoff eifrig.

Das gebe Gott nicht; aber, aber, das würde doch nicht viel helfen, lieber Herr! denn meine Frau da ist noch einmal so gut, so unschuldig wie Marie. Wenigstens bete ich alle Tage, daß der Herr Marien so lenken möge, daß sie wie ihre Mutter werde, und Sie haben Marien doch lieber, viel lieber, wie ihre Mutter.

Dieser Vergleich Mariens mit ihrer Mutter brachte die ganze Gesellschaft in Verlegenheit. Die Mutter schlug die Augen sittsam nieder, und dachte, was hat er gerade nöthig, das zu sagen! Ihre Stirn wurde kraus. Marie hörte eigentlich nicht zu: Sellhoff hatte viel dagegen, er war indeß so höflich, zu schweigen. Ludwig verglich Mutter und Tochter. Der alte Mann fühlte allein, daß er recht hatte, und fuhr fort: Marie hat viel Fehler. — Hier wurde Marien herzlich bange: das Herz schlug ihr ungestüm: die Stirn der Mutter wurde

krauser. Aber wie viel Fehler hat sie denn? fragte sie doch ein wenig empfindlich.

Viel Fehler, fuhr er fort, die jetzt nicht sehr merklich sind, weil sie von Gott eine hübsche Bildung hat, die aber doch, wenn sie erst Jahre lang Ihre Frau wäre, desto merklicher werden könnten, weil sie nur eines armen Handwerkers Tochter ist. Lieber Herr, zu einem schönen Nußbaumschranke gehört auch ein theurer Beschlag: der Beschlag wäre an einem schlechten Schranke gut, über den man an einem nußbaumenen spotten würde. Meine Marie wird einmal eine recht gute Tischlers Frau werden; aber Ihre Frau — lieber Gott! ich glaube, es ist wohl Gottes Wille nicht.

Was Er da gesagt hat, Meister, hob Ludwig an, ist nicht wahr, wenigstens bei Sellhoffen nicht. Die beiden Leute lieben sich, und folglich ist es Gottes Wille. Und wozu, lieber Meister, soll das alles? Freilich, wenn ichs wäre, da nähm ich Marien an die Hand, gienge nach Ellbergen, und sagte, was Er da vorhin sagte: Fleisch von meinem Fleisch! Sell-

hoff aber kann das nicht, weil er unter einem Vormunde steht, von dem er, ja zum Henker! — abhängt. So ist's, lieber Meister, wir wollens abwarten! — Das müssen wir wohl, lieber Herr Burchhard! — Und da dächt ich, legten wir die Hände der beiden Leute in einander, und sprächen Amen! sagte Ludwig.

Nein, lieben Herrn, nein! das wollen wir nicht thun! Es könnte Herrn Sellhoff einmal gereuen, und Unruhe soll ihm keins von meiner Familie machen: das hat er um mich nicht verdient. Gut! hat Herr Sellhoff einmal Brodt für eine Frau, und er ist Marien noch gut, dann — ja, dann — in Gottes Namen; aber ich mag den Menschen nicht binden, der mich frei gemacht hat, und muß denn auch Marie ein paar Tage um ihn weinen, ih nun! ist sie doch Jahre lang durch ihn gespeiset, getränkt, gekleidet, und vergnügt gewesen!

Nein, beim hohen Gott, lieber Vater! rief Sellhoff, Marie soll nie um mich weinen! Der alte Mann wischte die Augen; er sah ringsum-

her, und sah Sellhoffen, seine Frau, Marien in Thränen, und selbst Ludwigen seine Augen trocknen: lieber Gott! sagte er: so gieb dann, daß dies die letzten Thränen sind, die uns diese Sache kostet, oder daß sie nicht trauriger fließen als jetzt! Hören Sie, lieber Herr Sellhoff, wie gesagt, und wenn das Mädchen da Königreiche zur Mitgabe bekäme, so sollten Sie sie bekommen, wenn Sie sie wollten: aber jetzt, lieber Wohlthäter, bitte ich Sie, kommen sie nicht oft allein zu Marien. Der alte Mann nahm seine Mütze ab und hielt sie in den gefaltenen Händen; ich bitte Sie darum, lieber Herr: denn wenn Sie nicht selbst wollen, ich habe Sie so lieb, daß ich mir alles von Ihnen gefallen lasse!

Marie schluchzte bei diesen Worten laut auf, die Mutter weinte in ihre Schürze; Sellhoff sah bestürzt auf Marien. Ludwig umfaßte Sellhoff und sagte: Er hat zwar Unrecht, Meister; denn warum sollen sich die beiden nicht sehen; aber es ist immer, als ob Er doch Recht hätte! Komm Sellhoff! wenn

ich an deiner Stelle wäre, ich wüßte wohl, was ich thäte. Komm! komm! Ich will allemal dabei seyn, wenn sie sich sehen, Vater, Sievers! Gieb Marien einen Kuß, und dann komm. Er schleppte Sellhoff zu Marien. Sellhoff nahm das Mädchen in seine Arme und küßte sie; Ludwig zog ihre beiden Arme, die sie herabhängen ließ, um Sellhoffs Rücken, nun legte er seine Hand auf beider Stirn und rief: und wenn keiner Amen sagen will, so sag ich's, der liebe Gott und die heiligen Engel, Amen! Amen! rief die Mutter, Amen! rief der Vater, und umfaßte seine Marie, küßte sie und sagte: Gott gebe dir Demuth oder Geduld, nachdem du's brauchst: du gewinnst oder verlierst viel! — Was, zum Henker! verlieren? Da nehm Er den Schwiegersohn in die Arme! Er schob Sellhoff in seine Arme: der alte Mann verbeugte sich. Sellhoff war verlegen; er dankte dem Himmel, wie er endlich wieder bei Ludwigen allein war.

Jetzt trug Sellhoff Ludwigen auf, ein wenig für die bessere Bildung des Mädchens zu

sorgen. Bessere Bildung? Bist du ein Narr, Sellhoff? — Was fehlt Marien? Sie ist schön, nicht wahr? — Sehr, sehr schön, schöner als ein Mädchen auf der Welt! — Gut? Nicht wahr? — Sehr gut! O, Ludwig, du sollteſt dieses Herz kennen: so sanft, so theilnehmend, so edel, so demüthig! — Ist sie gescheut? Nun? — O, Burchhard, ihr Verstand ist so fein, so zart: ich begreife nicht, wie das Mädchen in diesem Hause zu diesem Geiste gekommen ist! — Das begreif ich sehr wohl: der Vater ist ein sehr gescheuter, gerader Mann, der seinen Verstand zu allen Zeiten gebraucht hat. Die Mutter — ei nun ja, da giebts wohl zuweilen noch so etwas; aber — schlecht ist sie nicht; dann ist ja Marie schon ein Jahr tagtäglich in unsrer Gesellschaft, hört und sieht! Das ist zu begreifen. Also schön ist sie, gut auch, gescheut ebenfalls: was verlangst du denn noch mehr von Marien? — Lieber Burchhard, so das noch, was man — doch — feine Welt nennt. — Du bist ein Narr mit deiner feinen Welt! und ich soll für diese feinere Welt

sorgen? ich, der ich nichts mehr an den Menschen hasse, als diese Posse, diese Betrügerei, diese Vorurtheile? ich soll damit den Verstand dieses Mädchens verderben, ich soll sie lehren, albern seyn? Du bist doch wahrhaftig ein Narr! —

Ich meine das nicht, ich meine — sieh einmal ihre Kleidung, höre ihre Sprache, höre ihr Deutsch, das sie redet! — Aber zum Henker so nenne das nicht feine Welt, was gerade das Gegentheil derselben ist; denn, Sellhoff, Marie trägt doch noch eine natürlichere Kleidung als die feine Welt. Die Sprache, es ist wahr, aber die feine Welt spricht eben so grob und eben so undeutsch, und lispelt und schnarrt noch obendrein so abscheulich, und das thut doch Marie nicht! Das ist ein ander Ding, aber keine feine Welt. Ja, dafür las mich sorgen. Das heißt: sie muß sich besser kleiden, und dann auch besser reden. Zu dem einen brauchen wir Zeug, zu dem andern Bücher. Dafür laß mich sorgen! und Burchhard sorgte, wie er zu sorgen gewohnt war. Er ließ einen

Schneider kommen, zeigte ihm eine Griechin aus dem Montfaukon, und bestellte eine solche Kleidung. — Soll wohl eine Maskeradenkleidung werden? fragte der Schneider: oder werden Sie wieder so einen Aufzug halten? Er nahm den Auftrag an, verlangte die Größe der Person zu wissen, die es tragen sollte. Ludwig rief Marien: der Schneider nahm das Maaß und brachte nach einigen Tagen ein weißes, weites, faltenreiches leinenes Kleid, mit einem hellblauen leinenen Gürtel.

Burchhard rief Marien: zieh dieses Kleid einmal an, liebe Marie! — Ich? — ja, Du! — Marie sah es, und begriff von dem Kleide nichts. So zieh es doch an! Marie meinte lachend, wenn ihm ein Gefallen dadurch geschähe, recht gern! Sie gieng mit dem Kleide hinauf, zog es an, so gut sie es verstand, und kam dann mit ihrem griechischen Kleide und der deutschen Backenmütze und einem rothen seidenen Halstuche über dem Gewand zu Ludwigen ins Zimmer. — Nein, das ist nichts, Marie! die Mütze mußt du abse-

tzen, und das Halstuch heraustthun! — Nein, mein Himmel, das kann ich nicht! — Du mußt, liebes Kind! Endlich nach vielem Wehren und Einwürfen setzte Marie ihre Mütze ab, und Ludwig zeigte dem Mädchen nun das Kupfer, um ihr einen Begriff von einem griechischen Haarputz und von der Unschicklichkeit des Halstuches zu geben, das aber das Mädchen schlechterdings nicht wollte fahren lassen.

Endlich wurde der Kopf so ziemlich gestaltet, und das Tuch wenigstens unter das Gewand geschlagen, Ludwig betrachtete nun seine Griechin, mit Augen voll Wohlgefallen. Er fand zwar die Schuhe nicht griechisch, aber doch bequem, und sie blieben. In diesem Augenblick öffnete Sellhoff die Thür. Einen Augenblick stand er befremdet da: dann flog er mit dem lautem Geschrei: o meine Marie! in der reizenden Griechin Arme. Er erstickte sie fast mit Küssen, dann betrachtete er sie wieder mit brennenden Augen. Wie schön, Marie! wie schön bist Du! rief er.

Aber Kinder, fragte nun Sellhoff, was habt ihr vor? — Wie der Mensch fragen kann! ich denke, mit der Kleidung ists nun gut, und hier hab ich Gellerts Fabeln, den Hagedorn, den Rabener, den Geßner: das ist vorerst genug. — O wollte Gott, meine Marie dürfte so gehen! seufzte Sellhoff, und betrachtete sie aufs neue: aber das, lieber Junge, hab ich nicht gemeint. — Nun? was hast Du denn gemeint? Diese Kleidung ist leicht, warm, und, wie Du selbst sagst, sie steht Marien gut: so mag dirs der Henker recht machen! Marie kehre Dich an ihn nicht, und geh Du so! — Marie hörte jetzt erst, daß das ihre Kleidung künftig seyn sollte. Herr Gott! nein! rief sie: da hätte ich alle Jungen der Stadt hinter mir! So geh ich nicht, und wenn ich auch eine Grafschaft dafür haben sollte. — Nimm auf der Gasse einen Mantel um, bis mans nach und nach gewohnt wird! — Um Gotteswillen nicht! Das geht nicht, Ludwig! — Nun so macht, was ihr wollt! was nennst Du denn eine bessere Kleidung?

Sellhoff bedeutete ihm, was er verstanden habe; daß Marie sich nur nach und nach kostbarer kleiden sollte, als sonst. Ludwig sah ihn mitleidig an, ergriff Mariens Hand, und sagte ihr: kostbarer, Marie, das heißt, eine Kleidung, die Dich eitel und albern machen wird: da, Kind, hier ist deine Mütze, setze die wieder auf: zieh Du dein Wamms wieder an; der Mensch ist ein Narr, der — nicht weiß, was er will.

Sellhoff beruhigte Ludwigen endlich wieder, ob er ihn gleich nicht überzeugen konnte. Sieh, so soll Marie gehen so bald sie mein Weib ist, gerade so, wie sie jetzt gekleidet geht: aber jetzt, Ludwig, sollen wir das Mädchen und vielleicht auch mich unglücklich machen? — Ludwig sagte trocken: Das alles wäre nicht nöthig, wenn Du mehr ein Mann wärst: gieb mir mein Kleid zurück, Marie! Rose muß von deiner Größe seyn. Es muß ihr sehr schön stehen. Die Bücher nimm mit, Kind, und lies, und was du nicht verstehst, darum frag mich! Sellhoff ließ nur mit Mühe Marien

aus

aus seinen Armen; er betrachtete sie immer mit brennenden Augen: selbst Marie gefiel sich in dem Kleide; denn ehe sie damit herabkam, hatte sie doch einen Blick in ihren Spiegel gethan. Sie blieb noch ein paar Minuten in dem Kleide, ehe sie es ablegte, und ungern zerstörte sie den Lockenbau wieder, der ihr so schön stand.

Sie besah auch die Bücher, die ihr Ludwig gegeben hatte, und ließ sie vorerst in Ruhe, desto mehr aber beschäfftigte sie sich mit den bessern Kleidern, die sie tragen sollte. Ohne daß es Ludwig merkte, gieng nach und nach eine vollkommene Veränderung mit Marien in dieser Rücksicht vor. Das griechische Kleid, in dem Sellhoff sie so schön gefunden hatte, blieb das Muster, dem sie mit der gewöhnlichen Kleidung und mit der Farbe so nahe zu kommen suchte, als möglich, und Marie, immer so niedlich, so eng und zugleich so züchtig gekleidet, fieng an, die Augen aller junger Männer auf sich zu ziehen. Ludwig fieng mit einem desto größern Eifer an, sich des Geistes des Mädchens anzunehmen, je weniger er auf ihren Kör-

per wirken konnte. Er las ihr vor, und Marie fand sehr bald Geschmack am Lesen: sie schrieb mit noch größerm Eifer, als sie las, denn sie schrieb alle Tage ein Briefchen an Sellhoff.

Die gute Marie! Sellhoff quälte sie, und das zärtliche Mädchen ließ sich doch manchmal bereden, das Gewand der Griechin überzuwerfen, das Sellhoff nicht vergessen konnte. So saß sie auf Sellhoffs Schooße, so lag sie in seinen Armen, an seiner Brust; und zärtlicher waren Sellhoffs Blicke, und inniger sein Händedruck. Sellhoff nannte sie so seine Melida, der Name des Mädchens aus dem ersten Schiffer, dem Lieblingsgedichte Mariens; und sie selbst fühlte sich in dieser Kleidung dem Geliebten näher gerückt. Rollten ihre blonden Locken über ihre Schultern hin, so war sie nicht mehr Tischlers Marie; sie fühlte sich mehr, sie fühlte sich selbst größer, und nie war sie dreust und zutraulich gegen Ludwig, als nur in dem fremden Gewande.

Der vorsichtigere Vater warnte; allein vergebens: die Mutter, von der Tochter Glück berauscht, lächelte, wenn der Vater einmal mit

Ernst redete, und gab Marien wohl ganz unschuldig, wie es schien, selbst Marien unbemerkt, einen Vorwand, bei Sellhoff zu seyn! die Dankbarkeit nahm selbst den Vorwürfen des Vaters die Schärfe, und seinen Warnungen den Stachel; aber die Dankbarkeit, mit der zärtlichsten Liebe vereinigt, die beugsame Nachgiebigkeit gegen den Wohlthäter, und endlich Gewohnheit, zogen Marien immer näher dem Abgrunde, den der Vater fürchtete. Sie schlich hinab, wenn Sellhoff allein da war, sie sprachen nicht laut, um sich nicht zu verrathen; sie saßen im Dunkeln, um keinen Besuch anzuziehen, und sie verriethen sich selbst, weil sie sich nicht verrathen wollten.

In dieser Zeit, da Marie diesen schlüpfrigen Weg gieng, kam Rose endlich von Braunschweig wieder bei ihrer Tante an. Die Tante selbst war entzückt von Rosens Schönheit. Der alte Burchhard war mit seiner Familie eine halbe Stunde nach Rosens Ankunft in den Armen des Mädchens. Niemand fehlte noch, als Ludwig. Was macht er denn? fragte Rose den Vater;

die Thür flog ungestüm auf, und Ludwig an Rosens Busen. Meine Rose! meine Rose! keuchte er hervor. Ein Bedienter seines Vaters brachte ihm die Nachricht: die Mamsell Gellner ist angekommen. Marie, ein Tisch, der Bediente, alles flog über einander, so rasch stürzte er auf, und hinaus zur Thüre: dahin flog er über die Gasse, die Treppe in der Seeburgen Hause hinauf, und eben so ungestüm in Rosens Arme.

Rose erschrack vor Ludwig; drei Jahre hatte sie ihn nun nicht gesehen. Er war jetzt ein vollkommener, edelgestalteter, hoher Jüngling, und sie ein schlankes, volles Mädchen von funfzehn Jahren. Sie lag in seinen Armen; sie war die sich doch ein wenig sträubende Beute seines Entzückens. So oft sie das Auge aufhob, so sah sie nicht mehr ihren kleinen, heitern Spielgefährten; sie sah den männlichen Jüngling, und das Du, das sie ihm in allen Briefen bis jetzt gegeben hatte, wurde ihr schwer, sie schien es zu vermeiden. Ludwig fühlte von diesem Fremden fast gar nichts; so hatte er sich

Rosen tausendmal gedacht, so wie Marien, und so war Rose. Nach einer Stunde war er Rosen wieder, was er gewesen war, Freund, Spielgefährte, Vertrauter und Geliebter; aber doch war er es ihr mehr, wenn sie neben ihm hergieng, die Augen niederschlug, und ihn nur hörte, als wenn sie ihn ansah, und doch konnte sie nicht einen Augenblick zubringen, ohne ihn anzusehen; denn das Entzücken, diese holde Freundlichkeit, dieser sanfte Blick der innigsten Liebe, dieser Glanz des Vertrauens, des allerinnigsten Vertrauens in seinen Augen, die schmelzende, fröhliche, jache Zärtlichkeit in seinen Bewegungen, in seinem Zittern war dem liebevollen Mädchen ein zu großer Triumph, als daß sich ihr Herz an dem zärtlichen, freudigen Tone der Stimme allein hätte genügen können.

Rose hatte schon im Vorübergehen von Tantchen einen Wink von Ludwigs muthmaßlicher Untreue bekommen; allein bei dem ersten Tone: mit dem Ludwigs Stimme ihr Ohr, ihre ganze Seele durchdrang, war jeder Zweifel vergessen, und sein Betragen tödtete auch den letzten

Keim des Argwohns in ihrer Seele. — O mein, mein Ludwig! rief sie: o meine Rose! rief er, und mit diesen beiden Worten war der ganze Raum der Zeit, den sie sich nicht gesehen hatten, ausgefüllt; ihre Herzen waren wieder eins, ihre Seelen wieder in einander gegossen. Wie ist's Dir gegangen, Ludwig? — Ja, wie? ich habe nur an Dich gedacht, Rose; und wie hast Du gelebt? — Nur für Dich, mein Ludwig! So giengen sie auf und nieder im Garten. Seyd ihr Narren, Kinder? rief endlich Burchhard zum Fenster hinaus: es regnet, als ob eine Sündfluth entstehen sollte, und die gehen da, als ob zwei Sonnen schienen! Ludwig sah Rosen an, Rose Ludwig. Sie lachten laut auf, faßten sich an, und liefen, wie vor zehn Jahren, die Allee zum Hause her.

Nun werd ich Ludwigen wahrscheinlich zuweilen wieder sehen! sagte die Tante ein wenig spitz. — Ja, das weiß Gott, das werden Sie Tante! antwortete er: nicht wahr meine Rose? — Und ich denke, Rose soll ihn schon wieder abziehen von seinen Unarten! — Hast du

Tantchen nicht fleißig besucht, Ludwig? — Ach, ja! zu wem sollt ich lieber gehen, als zur Tante? denn mein liebstes Gespräch bist du Rose: allein da hatt' ich immer, Gott weiß alles, was? gethan, von dem ich im Traum nichts wußte! Dann mußt ich mit aller Gewalt ein Jude seyn, wenn ich einmal ein fröhlicher Mensch war: dann nahm man mir übel, daß sich die Griechen mit Oehl gesalbt hatten; dann wollte die Stadt wieder nicht leiden, daß ich einem ehrlichen Mann auf die Beine geholfen hatte, bloß weil er eine hübsche Tochter hatte; — nun half ich einmal wieder einem mit einer Peitsche auf die Beine, der keine hübsche Tochter hatte, sondern der ein hübsches Mädchen verführen wollte; da war's wieder nicht recht; da sollte das unschuldige Mädchen ein erzlüderliches Mädchen seyn. Dann nahm man mirs übel, daß ich über alles das Geträtsch lachte, und wie ich endlich einmal bei so einer Verleumdung nach dem Aussager fragte, so wars noch schlimmer! Kurz, liebe Rose, mir gehts, wie dem Bauer mit seinem Esel in der Fabel.

Ludwig, Ludwig! sagte die Tante: so ganz unschuldig bist du denn doch wohl nicht. Des Tischlers Marie könnte viel erzählen! Sie drohete mit dem Finger. O ja! antwortete Ludwig: und Sie würden sich über ihre Erzählungen wundern, wenn sie erzählen wollte.

Rose nahm Ludwigen allein, und wer ist die Marie, mit der die Tante dir droht, Ludwig? — Liebe Rose, ein gutes, gutes Mädchen, gut, und schön, beinahe wie du. Er erzählte jetzt Rosen, wie er mit Sievers bekannt geworden war, und versprach ihr, daß sie Marien sehr bald selbst sehen sollte. Er mußte ihr nun alle seine kleine Begebenheiten erzählen, und Rose wollte sich ausschütten vor Lachen. Aber, Ludwig, so kleide dich doch so, wie andre junge Leute! — Die Kleidung, liebes Kind, ist das wenigste: die vergäbe man mir noch wohl, allein daß ich nicht lüge, nicht klatsche, nicht in die Häuser zutrage, nicht meinen Ueberfluß an Fächer und Halsbänder wende, und damit von Mädchen zu Mädchen laufe, daß ich meinen sehr edlen Tischler mehr

ehre, als einen vornehmen Schurken; das ists, was man mir übel nimmt, und das muß ich, das muß ich, so lange ich fühle, daß Mensch seyn mehr heißt, als essen, trinken, sich putzen und klatschen.

Rose nahm ihn herzlich in ihre Arme, und küßte ihn mit Innigkeit: du bist mein braver Ludwig! wann soll ich denn Marien sehen? — Gleich jetzt, liebe Rose, wenn du willst. Komm! — Jetzt nicht; aber gegen Abend. — Gut! — Gegen Abend schlich sich Rose mit Ludwigen hinab; sie giengen in die Stadt, nach Sievers Wohnung. Rose überlegte noch, wie sie das Mädchen sehen wollte; mit Ludwig in das Haus, auf Ludwigs Zimmer gehen, schien ihr doch unschicklich. Eben wollte sie ihre Bemerkungen Ludwigen sagen, und sie waren am Ende ihres Weges. Ludwig zog sie ins Haus, öffnete die Thür seines Zimmers, und Marie, die ein fremdes Frauenzimmer eintreten sah, sprang von Sellhoffs Schooße, und stand verlegen da.

Sellhoff hatte diesen Abend die Gewisheit,

daß Ludwig nicht wieder kommen würde, und Marie hatte der Griechin Gewand angelegt, und so ihren Sellhoff überrascht! Sieh! das ist Marie! sagte Ludwig, Rosens Hand noch immer haltend. Rose betrachtete Mariens Gestalt, und machte ihr eine kurze Verbeugung, die sie nicht erwiederte. Es war die letzte Dämmerung im Zimmer, die sich eben ins Dunkel verlor. Man sah die Gestalten, und unterschied nichts. Ludwig holte Licht. Rose erblickte Marien jetzt ganz, und die schöne Gestalt des Mädchens, in das edle Gewand gekleidet, setzte Rosen in eine Art von Erstaunen. Sieh, das ist Marie! sagte Ludwig noch einmal, und führte Rosen auf Marien zu. Marie erröthete und schwieg, Rose auch. Sie betrachteten sich beide, immer freundlicher wurden der Mädchen Blicke. Rose bot endlich Marien die Hand, Marie wollte die Hand an ihre Lippen ziehen. Rose nahm das Mädchen in ihre Arme und küßte es. O, Mamsell, wie gütig sind Sie: sagte Marie leise, und drückte Rosens Hand auf ihr Herz.

Rose hatte bei dem Eintritte Marien auf Sellhoffs Schooße gesehen, und dieser Anblick war es, der sie hauptsächlich Marien so geneigt machte. Jeder Zweifel an Ludwigs Treue, den die Tante wieder rege gemacht hatte, verschwand völlig, da Ludwig über Sellhoffs Melida scherzte. Sie fand Marien in dieser Kleidung sehr schön; sie besah den Schnitt des Kleides, und Ludwig bekam schon Lust, Rosen auf der Stelle selbst einmal in dieser Kleidung zu sehen; allein Rose fand das höchst unschicklich. Wir müssen nach Hause, lieber Burchhard! sagte Rose. Die beiden Mädchen küßten sich, Rose gieng, von Ludwig und Sellhoff begleitet, der bei diesem ganzen Besuche eine sehr verlegene Rolle gespielt hatte.

Sobald Rose einen Augenblick mit Ludwig allein war, fragte sie ihn nach Sellhoffs und Mariens Verhältniß. Marie wird einmal Sellhoffs Frau, liebe Rose; aber es soll noch ein Geheimniß bleiben. Rose flog in Ludwigs

Arme, drückte ihn an sich und rief: wie lieb ich dich, lieber Ludwig, und die gute Marie!

So lebten nun Rose und Ludwig einige Monate hindurch, und selbst die Tante, der Rose hin und wieder einen Wink von Sellhoffs Verhältniß mit Marien gab, schien wieder auf die alte Bahn des Vertrauens gegen Ludwig einzulenken. Freude und Einigkeit, Zutrauen und Liebe herrschten wieder in beiden Häusern; Ludwig war jede Stunde, die er sich abmüßigen konnte, bei Rosen, und Rose fühlte mit jeder Stunde ihre Liebe erneuert und vergrößert. Sie wurde in Ludwigs Armen von Tag zu natürlicher; ihre Kleidung verlor, trotz der Erinnerungen der Tante, mit jedem Tage, etwas von dem Steifen der ehemaligen Mode. An Ludwigs Geburtstage hatte sie sich sogar heimlich von Ludwigs Vater eine ganz griechische Kleidung besorgen lassen, und Ludwig fand sie so im Garten. Sein Entzücken war unaussprechlich. Sie hatte von der feinsten Leinewand ein Kleid, hoch unter der Brust mit einem rothen breiten Gürtel gegürtet: ihr blon-

den Haare schwammen in großen Locken auf den Schultern! und eine breite weiße Priesterbinde schlang sich durch die Locken. Sie trug in der Hand einen Korb mit Blumen. Der Vater führte Ludwig von ohngefähr in diese Gegend, und Rose trat an einen Altar mit der Aufschrift; meinem Ludwig! und legte die Blumen hinauf, eben wie Ludwig um die Hecke in diesen einsamen Schatten bog.

Ludwig stürzte auf Rosen ein; er schloß sie mit thränenden Augen in seine Arme; seine Freude war sprachlos. Selbst der alte Burchhard drückte das schöne Mädchen mit Wohlgefallen an seine Brust, und sagte, meine schöne Tochter! Madam Seeburg, die von nichts wußte, kam mit Ludwigs Mutter, und fand ihre Rose in den Armen des Jünglings, beide in sich verlohren, und ohne Sinne für das was sie umgab. Es ist wahr, sagte die Tante: wenn die Kleidung so Mode wäre – sie steht nicht übel. Meinen Sie nicht auch, Herr Nachbar? — Ich meine, antwortete Burchhard, und wischte sich die Augen: so ein An-

blick, würde in jeder Kleidung, dem Herzen wohlthun: der Anblick der Zärtlichkeit, der Liebe des menschlichen Herzens, und zugleich der Beweis der Güte des guten Gottes! Rose sollte, wurde allgemein beschlossen, in diesem Anzuge den Tag über bleiben, und Ludwig hatte den Tag über kein Auge als für Rosen.

Er war von jetzt an so unablässig mit Rosen beschäfftigt, daß er das rothe Auge, die blassen Wangen, das kummervolle Gesicht Mariens, und Sellhoffs tiefes melancholisches Schweigen ganz übersehen hatte. Während die Freude die beiden Glücklichen umtanzte, und Unschuld und Vertrauen, Liebe und Zärtlichkeit in ihre Herzen die reinste Heiterkeit goß; während des war die Unschuld von den beiden Unglücklichen, Sellhoff und Marien, gewichen, und mit ihr jede Freude. Ganze Abende waren sie allein gewesen; ganze Abende hatte Marie in der Nymphen-Kleidung in Sellhoffs Armen gelegen. Sellhoff liebte Marien so innig, wie Ludwig Rosen; allein Ludwigs Phan-

tasie war der heiligste Tempel der Unschuld, und Sellhoff — sein Herz war rein; allein seine Phantasie war schon früh entweiht. Sein Blut kochte, sein Herz schlug, seine Augen brannten, seine Hände zitterten, wenn er die reizende Marie an seine Brust gelehnt, mit seinen Armen, in der Dämmerung allein umschlossen hielt: ein verrätherisches Schweigen hielt seine Lippen verschlossen, seine Phantasie arbeitete allein, und an dem Verderben der Unschuld, die sich ihm ergeben hatte. Marie war heiter, redete, fragte, und wenn nur Seufzer aus den Lippen ihres Sellhoffs antworteten, so schwieg sie zuletzt auch, und versank mit ihm in den Taumel der Sinne.

Ludwig hatte seine Rose in seinen Armen! leichter und frölicher floß sein Blut, heiterer waren seine Erzählungen, frölicher seine Blicke; sein Herz war voll von vertraulicher Zärtlichkeit, er genoß seines Herzens, und genoß des gegenwärtigen Augenblicks, ohne daß seine Phantasie über den jetzigen Zeitpunkt hinaus schwärmte. Sie lachten beide, sie erzählten,

sie drückten sich an sich, und eine erhöhete Unschuld war die Wirkung des Alleinseyn.

Wie glücklich bin ich! rief Ludwig, und drückte Sellhoffen die Hand, und sah nicht, daß er mit einem wilden Auge an die Decke sah. Aber was ist dir, Marie? fragte er wohl, wenn ihm Mariens Gesicht auffiel. Marie antwortete mit einem flehenden Blicke, und einer Feuerröthe, und Ludwig erzählte von Rosen.

Immer ängstlicher wurde Sellhoff. Hundertmal trat er auf Ludwig zu, ergriff seine Hand und drückte sie, und wendete sich von ihm ab. Wenn Ludwig ihm von Rosen erzählte, so saß er da, sah Ludwigen starr an, und antwortete kein Wort. Ein lauter Seufzer kam hervor, oder eine große Thräne. Ludwig fand Marien fast jedesmal in seinem Zimmer, wenn er Abends zurück kam, allein und weinend. Sie verbarg ihre Thränen, wenn er hereintrat. Sie konnte ihn nicht mehr ansehen; und zwang er sie einmal mit einem: aber, Marie, so sieh mich doch an! dazu, so

traten sogleich Thränen in des Mädchens Augen, die ihn ansahen. Liebe Marie, sagte er: wenn dir etwas ist, oder deinen Eltern, thu die Lippen von einander, und klags mir oder Sellhoffen, Thränen sind keine Buchstaben. Sie erröthete, seufzte, schlug die Augen nieder, und ein neuer Strom von Thränen überschwemmte ihr Gesicht. — Was mag unsrer Marie fehlen? fragte Sievers bedenklich: wer weiß, haben sich die jungen Leute gezankt! sagte die Mutter, und dabei bliebs.

Ludwig, fragte Sellhoff, wenn ich dir einmal ein großes Geheimniß anvertraute, wolltest du das wohl selbst deiner Rose verschweigen? — Meiner Rose? das kann ich nicht versprechen. — Du hast Rosen gesagt, wie ich mit Marien stehe; Rose hats der Seeburgen wieder gesagt, und von der hats mein Onkel. Ludwig, ich kann ein sehr unglücklicher Mensch werden, wenn du mir das nicht versprichst. Da! ich versprech's, Sellhoff! Ludwig bot seinem Freunde die Hand. Sey's, was es sey: Rose soll's nicht wissen. — Sellhoffs Blicke erheiterten sich: nun Gottlob!

so ist der schwerste Stein mir vom Herzen! Ludwig gieng nach Ellbergen, und unterwegs noch sann er, was Sellhoffen fehlen könnte. Voll von diesen Gedanken trat er ins Zimmer, wo seine Verwandten, Rose und die Seeburgen in einem sehr ernsten Gespräche waren. Ein verdammtes Geträtsch, liebe Nachbarin! eine verdammte Lüge! rief Burchhard eben, wie Ludwig hereintrat. Ich sage ja nicht, daß — hm! hm! fieng die Seeburgen an. — Nein, wahrhaftig nicht, Tantchen! sagte Rose.

Guten Tag, Ludwig! rief der Vater: weißt du, was die Stadt sagt? — Sagt sie schon wieder etwas? — Sie sagt, Marie wäre schwanger! — Aller Augen hefteten sich auf Ludwig. Ludwig wurde bleich, wie Wachs. Jetzt war ihm alles deutlich, Sellhoffs Angst und Mariens Thränen. So stand er starr ein Paar Sekunden. Um Gotteswillen! rief er ängstlich. Dahin flog er. Rose war ein wenig blaß geworden! ihre Hand, die auf dem Tische lag, zitterte; der alte Burchhard zog die Augenbraunen über die Stirn. Hanchen sah die Seeburgen

an, die Großmutter sagte: der arme Junge, Herr Sohn! Sie sagten ihm das auch so ohne alle Vorbereitung! Schicken Sie doch einen hinter ihm her, daß er ein wenig roth Pulver nimmt. Die Seeburgen allein blieb ruhig. Ich sage nicht, daß Ludwig, ich weiß ja, was ich weiß — Ludwig ist unschuldig! — Sicher! fiel Rose ein — Ich sage nur, daß ich recht hatte, wenn ich von dem Handel nicht viel Gutes prophezeihete. So gehts, wenn junge Leute sich selbst überlassen werden! Wer weiß, wie die Alten selbst Gelegenheit dazu gemacht haben! — Zum tausend Teufel! fuhr Burchhard auf: Frau Nachbarin, was haben die Alten denn dabei? der alte Mann ist ein achtungswürdiger Kerl, wie ich ihn kaum einmal noch auf beiden Halbkugeln gesehen habe. Was Gelegenheit! Mich ärgert nichts, als daß nun wieder ein Gewäsch ohne Kopf und Stiel herauskommen wird.

Ich will nichts weiter sagen, fuhr die Tante weiter fort, als daß Ludwig nun doch wohl ausziehen wird? Warum Ludwig? Sie sagen ja

selbst, Ludwig sey unschuldig! — Aber doch in einem solchen Hause — In was für einem Hause denn? in dem Hause eines ehrlichen Mannes, dessen unerfahrnes Kind verführt ist! Gott gebe, daß jedes Haus nicht unehrlicher ist, als das, wo Ludwig wohnt. Mich kümmerts nicht, wenn er ausziehen will: meinetwegen! aber sagen? nicht eine Sylbe! Amen! Madam Seeburg wurde doch ein wenig empfindlich. So unerfahren waren Eltern und Tochter nicht; die Stadt hatte sie ja ordentlich gewarnt. Kurz, Herr Burchhard, ich werde sehen, wie Ludwig sich dabei hat. Mein Entschluß ist gefaßt! — In Gottes Namen! antwortete Burchhard, das Gespräch wurde abgebrochen, man sprach vom Wetter, außer Rose schlich zu Burchharden ins Fenster, und flüsterte noch mit ihm fort, daß auch wohl gar nichts an dem ganzen Handel seyn könnte. Das wohl nicht, Kind; denn Ludwig erschrack zu sehr! — Aber unschuldig ist Ludwig doch gewiß! — das wollen wir beide beschwören.

Ludwig lief eilends zu Sellhoffen. Sellhoff,

ich muß dich allein sprechen! — Um Gottes willen, Burchhard, ist etwas vorgefallen? ist Marie — — lieber Sellhoff, rede, ist Marie schwanger? — Sellhoff legte bei diesen Worten sein Gesicht auf Ludwigs Schulter, und unter Schluchzen sagte er ja! ja! hilf mir Ludwig; sey mein Retter! verlaß mich nicht! das wars, was ich dir entdecken wollte. — Aber, liebster Ludwig, wie hast du es erfahren? — Wie? die ganze Stadt, lieber Freund, thut uns wieder die Ehre an, es zu wissen. — Sellhoff wurde weiß wie ein Todter: so bin ich verloren! und Marie verloren! — Aber du sonderbarer Mensch! verloren? warum denn? — Warum? fragte Sellhoff, und sah Ludwigen starr an: warum? ach Gott, ich bin ohne Rettung verloren! — — laß dich mit Marien kopuliren! — wer wird mich kopuliren? und wenn auch — du kennst meinen Onkle nicht; Marie würde das unglückliche, hülflose Opfer seiner Wuth werden; du kennst ja die Gesetze, den Haß des Burgemeisters gegen das Mädchen! — Das sind Chimären! rief Ludwig! O, lieber

Ludwig, dein Herz kennt die Menschen nicht. Marie ist ohne Rettung verloren, wenn es auskommt, daß sie von mir schwanger ist. — Weiß es der Vater? — Gott, nein! eben dazu hatt' ich dich ausersehen, es ihm zu sagen. — So laß uns zu ihm gehen, ehe er es von einem dienstfertigen Schurken erfährt. — Ich bitte dich, Ludwig, geh allein! Noch eins, ehe du gehst! Gott ist mein Zeuge, daß ich Marien nie, unter keinem Vorwande, aus keiner Ursach, sie sey so gerecht als möglich, lassen werde! sag das dem Vater! —

Noch einen traurigen Augenblick hatte Ludwig, ehe er den Vater sprach: er traf Marien wie gewöhnlich in seinem Zimmer. Liebe Marie, er nahm sie in seine Arme: liebe Marie, du bist Mutter! — Sey ruhig, Kind! Marie sank leblos in seine Arme. Er legte sie in einen Stuhl, und wie sie sich erholt hatte, so bat er sie, ruhig zu seyn, es würde besser gehen, als sie jetzt dächte. Sie lächelte mit einer Art von wilder Bitterkeit, und schüttelte mit dem Kopfe.

Er führte sie auf ihre Kammer, und nun rief er den Meister Sievers zu sich in sein Zimmer.

Hör er, Meister, fieng Ludwig an, hält er mich für einen guten Jungen? — Sievers lächelte. Sellhoffen auch? — Er lächelte wieder; ich halte Sie beide für zwei Engel. — Er meint doch aber, Meister, daß wir fehlen können, ich und Sellhoff? der Vater sah ihn bedenklich an. Nun? — Lieber Herr, wir sind ja alle Adamskinder! — Auch Marie? fragte Ludwig. Der alte Mann legte die Hand vor die Stirn: nur heraus, Herr Burchhard! fieng er mit einer ängstlichen Stimme an: heraus! Marie ist — die Thränen traten ihm in die Augen.

Ja, Meister, Marie ist vor Gott und allen Engeln Sellhoffs Frau; denn sie ist schwanger von ihm. Der alte Mann blieb so sitzen, wie er saß, und sah Ludwigen an, und Thräne auf Thräne quoll aus seinen Augen. Er faltete die Hände auf seinem Knie, das war die einzige Bewegung, die er machte. Ludwig betrachtete ihn mit nassen Augen. Nun, Meister Sie-

vers, wir wollen sehen, wie wirs machen. Der Meister schwieg noch lange: endlich sagte er mit gebrochener Stimme; ich habe Gott so oft, so innig dafür gedankt, daß Sie mir den Elends-Abend da am Busche begegneten — er schüttelte den Kopf — — Meister Sievers, und jetzt — Nein, lieber Herr, ich will Gott auch noch jetzt mit nassen Augen dafür danken; denn er schickte mir Sie zu; Herr Sellhoff mußte sich auch dazu finden, damit mirs nicht zu wohl gienge.

Lieber Meister, lieber Vater, Sellhoff ist jetzt unglücklicher, als Er, und Marie. — Heirathen kann er sie jetzt nicht, daß weiß ich; nicht wahr, lieber Herr Burchhard? — Nein; jetzt nicht! — Was meinen Sie, sollte er sie wohl je in seinem Leben heirathen? — Lieber Vater, welche Frage? Marie ist ja jetzt schon seine Frau. — Die Stadt wird Marien einen andern Titel geben. Bei diesen Worten fieng der alte Mann an herzlich zu weinen. Ach meine arme Marie! mein armes Kind! rief er dazwischen, und streckte jedesmal die gefaltenen Hände bei einem solchen Ausruf in die Höh.

Nachdem dieser erste schmerzliche Auftritt vorüber war, der Ludwigen Thränen genug kostete, so holte er Marien wieder herab, damit sie in Sicherheit wäre, bis der Vater die Mutter über diese Nachricht beruhigt hätte. Der Vater gab dem Mädchen die Hand: sie hatte die Augen niedergeschlagen, und Thränen flossen nun über das blasse Gesicht. Marie, sprach er; ich bedaure dich! Gott gebe dir viel Trost und viel Freude, du hast sie nöthig! komm her mein Kind! Er nahm sie in seinen Arm, und küßte sie. Aber ohne Theilnahme, ohne Erwiederung seiner Küsse, ohne eine Veränderung auf ihrem blassen Gesicht, hieng Marie in ihres Vaters Armen: nur Thränen, und ein höheres Schlagen der Brust bezeugten ihr Leben. Sie setzte sich auf einen Stuhl; schweigend, ohne aufzusehen, saß sie da; der Vater gieng zu seiner Frau. Jetzt hörte Marie ihre Mutter oben aufschreien, und sie fuhr zusammen; sie öffnete die Augen, stand auf, und näherte sich mit einer scheuen Aengstlichkeit Ludwigen, der im Fenster stand.

Bei jedem hörbaren Worte ihrer Mutter zitterte sie; Ludwig hielt ihre Hand, und suchte sie zu beruhigen. Sie schien seine Worte nicht einmal zu hören. Endlich nach einer Stunde kam der Vater herab, und Ludwig und der Vater begleiteten Marien zu ihrer Mutter. Da saß sie, die unglückliche, gekränkte Mutter, die Schürze vor ihren Augen, ohne aufzusehen. Nun, liebe Frau, fing Sievers an: hier ist deine unglückliche Marie! die Mutter hob ihr Gesicht aus der Schürze empor: sie reichte der Tochter die Hand; allein man sahe an ihren Blicken, wie viele Mühe es dem Vater gekostet hatte, sie so weit zu bringen.

Ludwig stellte dann das Verhältniß zwischen der Familie so leidlich wieder her; man versprach sich vorerst Verschwiegenheit, bis Sellhoff zu Rathe gezogen sey, was man zu machen hätte. Ludwig gieng zu Sellhoff, und erzählte ihm, wie weit die Sache gekommen sey. Sellhoff sank in seine Arme, und dankte ihm mit den hervorbrechenden Thränen der in-

nigsten Dankbarkeit für seine Liebe. Ludwig war jetzt wieder eben so bestimmt dafür, daß Sellhoff jetzt über alle Verhältnisse hinwegtreten und Marien heirathen müsse; allein Sellhoff überzeugte Ludwigen durch die Mittheilung eines Briefes von seinem Onkel sehr bald, daß er alsdann nur durch die schnelleste Flucht mit Marien der Ahndung seines Onkels entkommen könnte. Und wohin? Ludwig, wohin? mit einem jungen, hülflosen, schwangern Weibe? ich noch bis zu meiner Volljährigkeit ohne Vermögen, beständig auf der Flucht, beständig von Ausspührern umringt, von Steckbriefen verfolgt, mit der Angst, mit den verwünschenden Seufzern der Eltern meines Weibes beladen, ohne Nachricht von ihnen? Nein, Ludwig! nein! hilf mir, Mariens Eltern bereden, daß man nur jetzt meinen Namen verschweigt, nur jetzt die Schande trägt, oder verbirgt, um mir die Macht zu lassen, Marien nach wenig Jahren mit einer zehnfachen Liebe, mit Ruhe, Wohlstand und Ehre glücklich zu machen. Marie ist dazu entschlos-

sen; dir Ludwig, trag ich es auf, die Eltern zu eben diesem Entschlusse zu bereden.

Du hast Recht, Sellhoff! antwortete Ludwig: ich sehe, um frei zu seyn, muß man noch mehr als frei seyn wollen! man muß auch zuweilen der Sklav der unnatürlichsten Konvenienz seyn! Aber zum Henker! warum hast du, Geck, nicht vorher daran gedacht? — Lieber Ludwig, denkt denn die Leidenschaft? Nimm mir das nicht übel, Sellhoff: nur die Leidenschaft eines Narren, oder eines Bösewichts, denkt nicht. Pfui! ich weiß doch bald nicht, ob dir zu trauen ist! — O Ludwig, Ludwig, du stehst am Ufer, tödte den Elenden nicht, den der Sturm wegreißt, daß er nicht am Ufer blieb: hilf erst, dann tödte! — Ludwig umarmte ihn schweigend, und gieng zu Sievers.

Es dauerte nicht lange, so sah Vater und Mutter wohl ein, daß Sellhoffs Rath, seinen Namen zu verschweigen, wenigstens für jetzt das vernünftigste wäre, was man thun könnte. Ich habe es ihm versprochen zu schweigen, mit

einem Handschlage: Hand her, Vater Sievers! Hand her, Mutter! wir wollen schweigen! Sie versprachen es beide, und Ludwig eilte nun nach Ellbergen.

Rose lag im Fenster. Ludwig eilte hinauf, und sprang nun frölich in des erwartenden Mädchens Arme. Nun Ludwig, fragte die Seeburgen: was sagte denn die schöne Marie? — Tante, antwortete Ludwig sehr ernst: der gebeugte Vater betete zu Gott, er möchte dem unglücklichen Mädchen Trost und Freude schenken in ihrem Elende. Liebe Tante eines Unglücklichen spotten ist die grausamste Grausamkeit. — O ja, das wußt ich voraus, daß das Mädchen an dir einen Vertheidiger finden würde, und ihr Vergehen dazu. — Ihr Vergehen nicht; aber das Mädchen ja, Gottlob! ja! so lange dies Herz schlägt, wie es schlägt. — Meinetwegen! aber ausziehen wirst du doch nun wohl? — Ausziehen? nein Tante, um keinen Preis! — Warum nicht, wenn ich fragen darf? — Jetzt da diese zerschmetterte Familie dem Spotte, der Verach-

tung der halben Welt ausgesetzt ist; jetzt, da alles Blicke voll Hohngelächter auf Vater, Mutter und Tochter wendet; jetzt soll ich, ihr einziger Freund, ihr einziger Trost, sie verlassen, und ihnen ihr Elend noch tausendmal drückender machen? Dafür behüte mich Gott! wer weiß, wo ich einmal eines Menschen nöthig habe, der mich hält, daß ich nicht unter der Last der allgemeinen Verachtung versinke!

Rosen standen bei diesen Worten die Thränen in den Augen; sie konnte, ungeachtet des heimlichen Wunsches, daß er ausziehen möchte, sich nicht enthalten, Ludwigs Betragen sehr edel zu finden. Und wird dich, fieng die Tante wieder an, wenn du wohnen bleibst, nicht die allgemeine Verachtung mit treffen? — Auch Ihre, Tante? auch deine, meine Rose? auch meines Vaters Verachtung? — und die Verachtung der übrigen Menschen ist mir wenigstens sehr gleichgültig! — Aber Ludwig, bist du denn so ganz ohne Verbindung mit Menschen, daß du thun kannst, was du willst? Meinetwegen möchtest du da wohnen bleiben, meinet-

wegen möchte die Stadt von dir sagen: er ist ein lüderlicher Bursche; allein frag doch Rosen, ob es der gleichgültig ist, wenn man von dir so redet oder nicht! — Rose sagte leise: Nein Ludwig, gleichgültig ist mir das nicht! — Komm her, liebe Rose, antworte einmal, aber immer, was du denkst. Möchtest du lieber, daß ich ein Schurke wäre, oder daß die Stadt mich bloß einen hieße, und ich wär ehrlich? — Lieber das letzte! — Möchtest du lieber, daß ich lüderlich wäre, oder daß die Stadt mich lüderlich nennte, und ich wär es nicht? — Aber wie kannst du fragen, Ludwig? — Wenn ich nun in den Fall käme, entweder ein Schurke seyn zu müssen, oder nur so zu heißen; was sollt ich da wählen? — Freilich dann, wenn du es nicht änderst könntest, lieber ein Schurke heissen, als seyn. — Ganz richtig, liebe Rose. Nun weiter! wenn ich wohnen bleibe, so nennt mich die Stadt einen lüderlichen Burschen; das weiß ich; aber wenn ich ausziehe, so breche ich einer wahrlich ehrlichen Familie das Herz, weil ich eben durch

das Ausziehen erkläre, das Mädchen ist eine lüderliche Dirne, mit der ich mich schäme, unter einem Dache zu bleiben, und wäre also in der That ein Schurke. Sieh Rose, das ist der Fall, wo ich entweder ein Schurke seyn oder heißen muß.

Aber, fieng Rose ein wenig furchtsam an: das Mädchen ist doch eine lüderliche Dirne. — Nun, Herr Philosoph, antworte! rief die Madame Seeburg, und legte ihr Strickzeug hin.

Eine lüderliche Dirne? — das ist nicht wahr, Rose! Wie? fuhr die Seeburgen auf: das Mädchen hat also etwas Gutes gethan? — Das sag ich nicht; allein sie ist keine lüderliche Dirne: das sag ich. Sie hat eine Handlung begangen, die unter andern Umständen rechtmäßig wäre, durch die wir, ich, Sie, Tante! und du, Rose! unsre Existenz haben. — Pfui, Ludwig! höre auf! sagte Rose, und drehete sich ans Fenster. — Rose, willst du nicht lieber einmal roth werden, als einem Menschen Unrecht thun? Höre zu! Was nennst du ein lüderliches Mädchen? doch wohl nur

ein

ein Mädchen, die mit diesen Handlungen ein Gewerbe treibt, mit ihrer wollüstigen Begierde andern Menschen schadet, die ohne Liebe zu fühlen, einen Geliebten, oder einen Mann seiner Geliebten entzieht, oder junge Leute verführt, um prassen zu können? Das heißt ein lüderliches Mädchen! und ein solches Geschöpf hat meinen ganzen, meinen allerfürchterlichsten Abscheu. Was hat Marie von alle dem gethan? nichts! Bei Gott nichts! die Liebe hat sie überwältigt, ihre Unerfahrenheit, ihre Furchtsamkeit hat sie verrathen, ihre — O hör auf, Ludwig! hör auf! rief die Tante: du möchtest am Ende gar ihre Handlung eine Tugend nennen; — Ich, Tante? eine Tugend? behüte mich Gott! Ich würde mich selbst einen ausgemachten Schurken schelten, wenn ich einer solchen Handlung fähig wäre, die alles das mannigfaltige Elend über Menschen herstürzen könnte, die ich liebte, denen ich wohlwollte. — Aber Ludwig, wie du nun jetzt wieder schwatzest! Lauter Widersprüche, mit dem, was du erst sagtest! — Ich sage, was ich denke;

das Mädchen hat unvernünftig, unbesonnen, leichtsinnig gehandelt. Wie könnt ich, fuhr er mit glänzenden Augen und mit aufgehobenen Händen fort: wie könnt ich je, auch in der Stunde der Leidenschaft, vergessen, was ich dem Vater, was ich der Mutter eines unschuldigen Mädchens schuldig bin, dessen Unschuld vielleicht die heiligste Freude der Eltern, vielleicht, in den Stunden des häuslichen Kummers, der sicherste Zufluchtsort der Eltern ist! Wie könnt ich Eltern diese Freude rauben, über ein Mädchen, das ich liebte, die Schande herstürzen, sie je, sollten es auch nur Monate, nur Tage seyn, sie je zu Thränen der Angst verdammen, um mir einen flüchtigen Augenblick zu versüßen! Und sehen Sie, Tante, das Schrecklichste, das allerschrecklichste! wie leicht können nicht Umstände den Verführer verhindern, je das verführte Mädchen zu heyrathen! Wohin soll die Unglückliche? der Schande der allgemeinen Verachtung ausgesetzt, aus allen Kreisen von Menschen ausgestoßen, vielleicht, mit erregten Begierden, durch ihren

Fehltritt ein leichter, auffallender Gegenstand der männlichen Wollust, aufs neue verführt, und endlich schamlos und lüderlich! — O Gott! Thränen quollen bei diesen Worten aus seinen schönen, gen Himmel erhobenen Augen: O Gott! wie könnt ich jetzt in diesem Zustande Marien verlassen! Nein, laß mir es gelingen, sie in dem Sturm der Schande oben zu halten, und — doch das wird er nicht! das kann er nicht!

So hatte die Tante den Jüngling nie gesehen; Rose sah in seine Augen, und vergoß selbst Thränen; ihre Arme hoben sich, als wollten sie auf ihn zufliegen: Er warf einen Blick auf sie, und nun widerstand sie nicht mehr. Sie lag in seinen Armen mit dem Stolze einer Königin. Die Tante streichelte ihm die Wangen: du bist und bleibst doch ein sonderbarer Hans Geck! Ich wollte gar nichts sagen, Ludwig; ja, du magst wohl Recht haben; aber ein Tischlermädchen? — Liebe Tante! muß ich nur gegen Vornehme gerecht seyn? — I, du treibst auch gleich alles zu

weit! — Nein, Tante; aber — ich kann das wohl von mir sagen — Gottlob! ich liebe den Menschen, weil er Mensch ist! — So laß doch Sellhoff für das Mädchen sorgen! — Ludwig zog die Stirn kraus; Sellhoff? warum der? ich wohne da, nicht Sellhoff! — Aber der Vater muß doch zuerst — Tante, kennen sie denn den Verführer? — Nun ists denn Sellhoff nicht? — Tante, wer hat das wieder gesagt? — Nun einer von euch beiden — Gut, ich nehme das an, einer von uns beiden; so wird die Ungewißheit Sie gerecht gegen Beide erhalten! — Du bist doch ein aberwitziger Narr, Ludwig! — Und die Tante ist so gütig im Handeln, und so hart im Urtheilen! Die Tante lächelte, und gab ihm einen Klaps auf die rothen Wangen.

Die ganze Sache wurde nun auch zwischen der unglücklichen Familie, Sellhoff und Ludwig verabredet. Marie sollte aus der Stadt aufs Land, sobald man einen schicklichen Ort wisse; da sollte sie Mutter werden, ohne Sellhoffs Namen zu nennen. Sellhoff lag während der ganzen Verhandlung zu Mariens Füßen, und

versprach, nie unter einem Vorwande, Marien zu verlassen, und Ludwig sagte: Ei so versichere du doch Dinge, welche dir jeder, der dir Verstand zutraut, ohnehin glaubt! Marie ist dein Weib, Narr, und damit holla! was braucht der Mann, dessen Weib von ihm schwanger ist, noch zu versichern, sie soll sein Weib seyn? Was brauch ich erst von meinem Beine zu sagen, es soll mein Bein seyn? Du bist ein Narr, Sellhoff!

In der Stadt aber hatte die arme Marie keinen so beredten und geliebten Apologeten, wie bei Tante Seeburgen und Rosen. Von Haus zu Haus lief das Gerücht, und immer mit dem Beisatze: daß Ludwig oder Sellhoff Vater seyn müßten. Nichts ärgerte jetzt die Frau Burgemeisterin, als daß sie sich hatte von dem einfältigen Syndikus zur Abbitte bereden lassen. Mit einer doppelten Wuth fiel die Frau jetzt über die arme Marie und Ludwigen her, und sie forderte von ihrem Manne wiederum einige entscheidende gerichtliche Schritte, denen er glücklich dadurch aus dem Wege kam, weil

er desto nachdrücklicher zu verfahren versprach, wenn die Sache erst ausser allem Zweifel sey. Desto mehr aber wetzte die Dame ihre Zunge an der Familie und an Ludwig. Madame Seeburgen aber, der das Gerücht nicht verschwiegen blieb, hatte an ihrer Seite nichts Angelegentlicheres zu thun, als Ludwigen gegen die Pfeile der Verläumdung zu schützen; denn man fieng sogar auch an, Rosen mit in den Handel zu verwickeln. Rose hatte in Gesellschaft ein paarmal den Herrn Sohn der Frau Burgemeisterin schnippisch behandelt, wie er zum erstenmal von der Akademie kam, und den witzigen Kopf gegen Rosen spielen wollte.

Madam Seeburg gab also ein paarmal ihrer ganzen Familie ein Abendessen, ließ sich wohl sechsmal zum Kaffee ansagen, erzählte dann, was sie wußte, daß Sellhoff die unglückliche Marie liebe, mit ihr versprochen sey, und sie, sobald er mündig sey, heirathen wolle. — Wer? der junge Sellhoff? das lüderliche Tischler-Mädchen? heirathen? Das gab ein neues Geschrei in der Stadt; bald hatte man sie schon

heimlich kopulirt, bald wollten sie in einigen Tagen sich kopuliren lassen. Der Konrektor, der bestellte Aufseher, der aber sich sehr wenig um Sellhoffs Gänge bekümmerte, setzte sich sogleich nieder, und schrieb an Sellhoffs Onkel, daß sein Mündel, der junge Sellhoff, ihn, trotz seiner Wachsamkeit, betrogen, und das lüderliche Tischler-Mädchen noch immerfort heimlich besucht habe. Nun sey das Mädchen von ihm schwanger. Er leugne zwar alles ab; allein das allgemeine Gerücht gehe, daß er willens sey, sich heimlich mit der lüderlichen Dirne kopuliren zu lassen. Er bäte also um Verhaltungsbefehle.

Man denke den Schrecken, den Sellhoffs Onkle hatte, da er den Brief in den Händen hielt. O, der Bube! der ungerathene Bube! rief er, und rannte das Zimmer auf und nieder. Endlich wendete er sich sogleich mit einer Klage an den Magistrat der Stadt, namentlich an den Burgemeister, auf den der Konrektor sich berufen hatte, und bat um Bestrafung der lüderlichen Familie Sievers, und besonders der Toch-

ter, die seinen Neffen verführt habe, und wahrscheinlich nur vorgeblich von ihm schwanger zu seyn behaupte, und auf die Kopulation und Vollziehung der Ehe mit ihm dringe: dann bat er, seinem Neffen sogleich Hausarrest zu geben, bis er ihn selbst abholen würde.

Jetzt hatte nun die Burgemeisterin das Werkzeug ihrer Rache in Handen. Nun, sagte sie, nun seh' ein Mensch, wer hätte in diesem jungen Mädchen so viel Bosheit suchen sollen! Listig genug haben sie's angefangen! Der andere Tag wurde zur Untersuchung dieser Sache bestimmt. Eine Gerichtsperson begab sich in Gesellschaft des Konrektors zu Sellhoff, und kündigte ihm auf Befehl seines Oheims Hausarrest an, und vernahm ihn über seine vorhabende Kopulation mit der Tischlerstochter. Sellhoff erschrack, daß er bebte; indeß er antwortete, daß er nicht einmal von des Mädchens Schwangerschaft, vielweniger von einer vorgehabten Kopulation etwas wisse, und bat, ihn mit dem Hausarrest zu verschonen. Man zuckte die Achseln, und bat noch einmal, lieber

freiwillig ein Geständniß seiner Unbesonnenheit abzulegen, als — Sellhoff verlor zwar den Kopf; er klagte, er jammerte; allein er gestand nicht, und man verließ ihn.

Zu eben der Zeit erhob sich auch eine Gerichtsperson mit einer Hebamme zu Meister Sievers, um den andern Theil zu vernehmen. Wie diese beiden Menschen in das Zimmer traten, und die Gerichtsperson nur die ersten Worte gesagt hatte, so erhob die Mutter ein Zetergeschrei: der Vater konnte nicht mehr stehen, er setzte sich auf die Schneidebank, und Marie, die arme bedaurenswürdige Marie, bleich wie ein Schatten, klammerte sich um ihrer Mutter Hals, als ob sie sie erwürgen wollte. Ludwig, der das Aufschreien der Mutter hörte, warf sein Buch auf den Tisch, und sprang in die Arbeitsstube des Tischlers.

Was giebts hier? rief Ludwig, wie er die Stellung der drei Leidenden sah: was giebts hier? — Was wollen Sie hier, mein Herr Senator? — Ich bin hier von Magistrats wegen, Herr Burchhard. — Und was wollen Sie hier?

Etwas; was Sie hoffentlich nichts angeht! lächelte der Senator zufrieden mit seinem satyrischen Einfalle. — Herr, das geht jeden Menschen an, der kein Scharfrichter ist; denn sehen Sie nur da die Gesichter voll Angst und Entsetzen. — Ja, Herr Burchhard, wie die Thaten, so das Ende! — Herr Senator, fängt man hier mit der Execuzion an? — Nun, ich bin ja nicht der Scharfrichter, junger Herr! ich will hier bloß eine kleine Untersuchung mit dem Jüngferchen anstellen lassen, ob man sie noch ein Jüngferchen nennen kann. — Das sollen Sie wohl bleiben lassen, Herr! rief Ludwig etwas sehr hörbar, so lange ich noch ein Paar gesunde Hände habe. Was geht das den Magistrat an; ob da — Zum Teufel, Herr, was kümmert das den Magistrat? — So ganz gerade zu wohl nicht, allein auf Requisition eines Herrn Kammeraths Sellhoff, dessen Sohn Sie wahrscheinlich sehr genau kennen werden, soll der edle Magistrat das Vorgeben der Mamsell hier, als sey sie von dem jungen Herrn Sellhoff schwanger, untersuchen, und dann —

Herr, das sagt ein Narr, daß das Mädchen von Sellhoff schwanger ist! — Junger Herr, interessiren Sie sich nicht zu sehr für die schöne Jungfer! Sie könnten vergessen, was Sie mir — Kurz, Herr Senator, gehen Sie ruhig wieder nach Hause; hier wird nichts untersucht, dafür stehe ich Ihnen. — Setzen Sie sich keinen Ungelegenheiten aus, Herr Burchhard: ich habe meine Begleitung unten. Es kann ohne Aufsehen geschehen; sonst muß ich die Jungfer wegführen lassen.

Ein neues entsetzliches Geschrei von Mutter und Tochter; der Vater wollte etwas sagen; allein die Lippen bebten ihm zu heftig; es kam nichts als ein weinender Ton hervor. Die Jungfer hat den jungen Sellhoff verführt, zu einem Eheversprechen, und zu einer geheimen ehelichen Verbindung. Ich muß so verfahren. Hülfe! rief jetzt Marie, und streckte ihren Arm gegen Ludwig aus. Ludwig legte die Hand vor die Stirn: Herr, aber zuerst muß doch Sellhoff oder das Mädchen eingestehen, daß sie von Sellhoff schwanger ist, und

ich weiß gewiß, daß das nicht geschehen ist, nicht geschehen konnte. Der Oheim aber klagt doch, sagte der Senator: so lange also nicht das Gegentheil erwiesen ist, muß ich so verfahren, lieber Herr Burchhard.

Burchhards krause Stirn glättete sich. Er warf noch einen mitleidigen Blick auf Marien, dann legte er lächelnd seine Hand auf des Senators Schulter, und sagte ihm: So gehen Sie nur wieder nach Hause, Herr Senator, und sagen Sie, Sie wären da gewesen. — O ja, das werd' ich, lächelte der Senator; nur werde ich mir die Jungfer zur Gesellschaft ausbitten. — Nicht also; die Jungfer bleibt hier, und Sie gehen allein; denn horchen Sie auf, Herr Senator! Die Jungfer Marie Sievers ist wirklich schwanger. — So? aber doch — Halt! halt! Herr Senator! ich bin noch nicht fertig! Die Jungfer da ist wirklich schwanger, und ich bin Vater zu dem Kinde und nicht Herr Sellhoff. Und nun, lieber Herr Senator, wenn Sie nun ein großer Feind von ganzen Knochen sind, so sagen Sie noch ein Wort

von Untersuchung! Der Senator sah ihn mit einem unbeschreiblich dummen Gesichte an. Herr Senator, fieng Ludwig noch einmal an: das Mädchen ist schwanger: ich bin Vater; mein Vater ist damit wohl zufrieden; haben Sie noch etwas zu suchen? — Ja, ja, lieber Herr Burchhard, aber —

Herr, verlangen Sie noch etwas, so sehen Sie zu Ihren Knochen! Dies Mädchen, er zog Marien bei den Worten hervor, und faßte sie in seine Arme: Dies Mädchen ist schwanger, und ich bin Vater Ihres Kindes, und wer behauptet, daß Sellhoff sich mit meiner Marie will kopuliren lassen, dem sagen Sie, er sey verrückt! — Recht schön! recht schön! Herr Burchhard; somit, sehe ich wohl, ist unser Verfahren hier zu Ende; allein, da ich gerichtlich abgeordnet bin, so muß das wohl ad protocollum genommen werden. Ludwig lächelte. Er brachte Papier, Feder und Dinte. Der Herr Senator nahm seine Aussage zu Protokoll; Ludwig unterschrieb, Marie, der Vater; die Mutter auf Ludwigs Wink ebenfalls, und der

Senator erstaunte unterwegs nach Burgemeisters noch immer über die Kälte, mit der der junge Mensch sich zum Vater des Kindes anerkannt hatte.

Die Frau Burgemeisterin fand diese Entwickelung gar nicht so lustig, als die erste, die sie gehofft hatte; allein, doch noch immer lustig genug. Der junge Sellhoff verlor seine Wache: er flog zu Ludwigen, und, wie er nun hörte, welch ein Opfer Ludwig ihm gebracht hatte; so lag er in der Empfindung seines aus vollem Herzen hervorbrechenden Danks beinah sinnlos in seines Freundes Armen. Dumme Streiche! sagte Ludwig: Du Unmensch hast das Leben des armen Mädchens auf ein elendes Spiel gesetzt! Hätte mich nicht das arme Mädchen und der alte Mann gejammert, dich hätte ich in der Patsche sitzen lassen.

Aber Marie fühlte Ludwigs Edelmuth im Innersten ihrer Seele. Es schien, als ob die Dankbarkeit gegen Ludwig ihre Liebe verschlungen hätte. Sie stand, und sie hatte nur Augen, nur Sinne für Ludwig; sie näherte sich

ihm, wie einem höhern Wesen, mit einer Ehrfurcht in Minen, Gang und Bewegung, als ob sie zu einem Altar träte. Der alte Vater betrachtete mit einem anbetenden Lächeln den jungen Menschen; er redete zu ihm immer mit gefaltenen Händen, und konnte kein Auge von ihm abwenden. Der Ton von Ludwigs Stimme erregte sein ganzes Herz. Er legte seinen Hobel nieder, wenn er seine Stimme im Hause hörte, und mit einer andächtigen Innigkeit sagte er: Das ist seine Stimme, Marie. Sellhoff sah den Triumph der Tugend, und jetzt erst fühlte er, wie weit er Ludwigen nachstand, und wie schwer es ihm werden würde, dieser reinen Tugend Ludwigs nur von ferne nahe zu kommen.

Nachmittags war Madame Seeburg mit Rosen in Gesellschaft; die Frau Burgemeisterin trat mit ihrem Manne und dem Sohne herein. Ein freudiges Zucken stieg auf ihr Gesicht, wie sie die Madam Seeburg und Rosen sah; sie nahm sich nicht einmal Zeit, ihre sonst wortreichen Komplimente zu beendigen; sie erwar-

tete keinen Anlaß, mit Manier auf die Begebenheit zu kommen, die sie vortragen wollte. Wie geht's denn in Burchhards Hause zu, Madam Seeburg? fragte sie mit einer großen Freundlichkeit, und einem heulendklagenden Tone: Die armen Eltern! lieber Gott! — Ist bei Burchhards ein Unglück gewesen! fragte die Seeburgen, und Rose erschrack. — Also Sie wissen es noch nicht? ist doch schon ganz bekannt, daß der junge Burchhard der Sieversen Verführer ist? — Um Vergebung, fieng die Tante an: es ist nicht Burchhard — Es ist gerichtlich erwiesen, liebe Madam, daß der junge Burchhard der Vater ist: da sitzt mein Mann. Wie wars doch mit dem Protokolle, mein Schatz? Es wäre zu wünschen der ehrlichen Eltern wegen! wie wars doch mein Schatz? — — Ja, ja, leider sagte der Burgemeister mit einem mitleidigen Gesicht: es ist so! Man hatte jemand anders im Verdacht, und da sollte es freilich zur Untersuchung kommen, und da gestand der junge Mensch denn ganz freiwillig, daß er der Vater sey.

Rose war aufgestanden und ans Fenster getreten. Ihr schwindelte, das Zimmer gieng mit ihr umher: sie wollte sich am Fensterkreuze halten; ihrer Hand entgieng die Kraft, und sie sank bleich und ohne Gefühl in Wilhelms Arme, der sich eben näherte, um ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Mein Gott, der Mamsell Gellner wird nicht wohl! Ein allgemeiner Aufstand; man rieb sie, man holte allerlei Medicin zusammen; noch keine fünf Minuten hatte sie den Gebrauch ihrer Sinne gehabt, so hatte sie auch schon Tropfen, Pulver, Pillen von mancherlei Art und Wirkung bei sich. Madame Seeburg erzählte, daß Rose gestern Morgen eben den nämlichen Zufall schon einmal gehabt hätte; — so viel Personen, so viel verschiedene Ursachen und Mittel wurden angegeben. Madame Seeburg ließ ihren Wagen kommen; sie stieg mit Rosen ein, der Wagen rollte dahin. Rose sah starr vor sich hin, ein Bild des Jammers; man hob sie aus, man brachte sie auf ihr Zimmer, man setzte sie in einen Stuhl. Da saß sie ohne Worte, ohne Farbe, ohne

Empfindung auf ihrem Gesicht. Sie rieb sich bloß von Zeit zu Zeit die Stirne. Nachdem sie wohl eine Stunde gesessen hatte, so fragte sie ihre Tante leise und furchtsam: es ist wohl nicht wahr, Tantchen? — Es ist gewiß anders, als die hämische Frau sagte! antwortete die Tante, und Rose setzte sich ans Fenster, und sah den Weg hinab nach der Stadt, den Ludwig kommen mußte.

Ludwig wußte Rosen den Mittag und Abend in Gesellschaft, und er saß also ruhig zu Hause, und marterte sich mit der Uebersetzung von ein Paar Seiten im Tacitus. Dann gieng er wieder eine halbe Stunde, tröstete Marien, und erzählte ihr von ihrer glücklichen Zukunft, und dann saß er wieder beim Tacitus. Ein kleiner Knabe brachte ihm ein Billet von Sellhoff mit Bleistift geschrieben. „Mein edler, großmüthiger Ludwig, mein Onkle ist hier. Ich vermuthe aus einzelnen Worten, die er in der Hitze ausstieß, daß er deiner großmüthigen List auf der Spur, und daß meine

Marie noch nicht sicher ist. Morgen soll ich mit ihm abgehen. Mein Lebewohl sagt dir meine ganze dankbare Seele. Sey Mariens Freund und Schutz. Mein ganzes Wesen ist Dankbarkeit und Liebe, und mein Entschluß Tugend. Leb wohl. S —"

Ludwig hatte das Billet gelesen. Ruhig gieng er ein paarmal das Zimmer auf und nieder. Er rief Marien. Sie kam. Er gieng zu Mariens Vater. Marie, Vater, geht mit mir nach Ellbergen! Er nahm Mariens Hand, und sie folgte ihm auf die Gasse. In seinem Arme hängend, gieng sie ängstlich neben ihm her, ihre schamvollen Blicke auf den Boden geheftet. Freundlich redete er ihr zu, ohne Furcht zu seyn, und so kam er mit ihr in der Vorstadt und endlich vor der Seeburgen Hause an. Rose sah ihn von weitem, und Marien in seinem Arm hängend. O Gott! seufzte sie leise, und trat einen Schritt vom Fenster zurück. Sie faltete die Hände. Sie sah ihm nach: sie sah, wie er Marien umfaßte, wie er sie die Stufen

von seines Vaters Hause langsam und vorsichtig hinauf führte, wie er die Thüre hinter sich verschloß, und ihr war es nun, als ob die Thür ihres Glücks auf ewig verschlossen wäre. Ach Tante, es mag doch wohl wahr seyn! sagte sie, und küßte ihrer Tante die Hand, und benetzte sie mit Thränen. Warum soll es denn nun wieder wahr seyn? liebes Kind! — Ach Gott, mein Herz trägt es mir zu: geben sie Acht, es ist wahr!

Vater, hier bring ich dir die unglückliche Marie! fieng Ludwig an, wie er mit Marien ins Zimmer getreten war. Marie weinte und hielt ihr Schnupftuch vor die Augen. — Wer ist denn das, Ludwig? fragte die Großmutter. Willkommen Marie! willkommen hier! sagte Burchhard: sey ruhig, Kind! Erhole dich, meine Tochter. Bring sie auf das blaue Zimmer, Ludwig! wird sie heute Nacht hier bleiben? — Ich denke, Vater, mehr als eine Nacht. — Das ist gut; da hat deine Mutter eine Handreichung, Ludwig! ruhig Kind! bring sie auf

das blaue Zimmer; bring die Bücher, die da stehen, auf die Nebenstube: Marie, hörst du? Weise sie an, Ludwig, und setze mir die Bücher ja ordentlich auf den Tisch, meine liebe Marie! und dann komm du wieder Ludwig.

Ludwig brachte Marien auf das blaue Zimmer, und Marie fieng an, die Bücher in das Nebenzimmer zu bringen. Die Beschäftigung zerstreute sie doch etwas. Ludwig gieng wieder zu seinem Vater. Nun, ist es etwa die Marie, von der die Seeburgen erzählte? fragte die Großmutter. — Ja, eben die, liebe Großmutter. — Ja, mein Gott, sie soll ja aber in andern Umständen seyn! — Schwanger, meinst du, Großmutter? das ist sie! — Nun, aber was soll sie denn hier? — Wenn es mein Vater erlaubt, hier Mutter werden. — Bist du toll, Ludwig? — Vater, ich wünschte, daß du mir die Bitte nicht abschlügest. — Wenn dir ein Gefallen damit geschieht, Ludwig, ja! du wirst mir deine Ursachen sagen. — O ja, sie ist nirgend, wohin ich sie bringen könnte, vor Ver-

folgung sicher. — Sie bleibt hier, lieber Junge. — Herr Gott, Herr Sohn, aber eine Person in andern Umständen? — Meine Frau ist ja auch in andern Umständen hier geblieben. — Ja, aber das Mädchen hat doch keinen Mann! — Ei, den muß sie wohl haben, wie sollte sie sonst — Nun ja doch, ich meine, sie hat keinen angetrauten Mann. — Sie hören ja, Mama, daß sie eben deswegen hier bleibt, weil das ein Unglück mehr ist bei den Umständen. — Ja, aber Herr Sohn, das macht doch unserm Hause keine Ehre, wenn — Wenn wir einen Unglücklichen aufnehmen? — Das meine ich nicht; aber die ganze Welt — Ei zum Henker, immer mit der ganzen Welt! glauben Sie mir, Mama, wenn das alles Hurkinder wären, deren Mütter keine angetraute Männer hätten, so wären die drei größten Weltheile gewiß voll Hurkinder. — Mit Ihnen, Herr Sohn, ist doch wirklich kein Auskommen! Meinetwegen, so mag sie die beste Stube im Hause zu ihrem Wochenzimmer nehmen! — Hören Sie Mama, wenn die Taufe ist, da will ich einmal meine

ganze Familie bitten. Nun aber Ludwig, erzähle denn doch einmal — Jetzt, Vater, kann ich dir nur wenig Worte sagen; denn sieh, die Umstände sind so närrisch, daß ich mich erst besinnen muß, wie ichs dir sagen soll. Das Mädchen ist gut und unglücklich; mich hält man jetzt allgemein für des Mädchens Verführer, weil ich mich selbst, und gerichtlich zum Vater des Kindes erklärt habe. — Nur das Einzige beantworte mir, Ludwig, bist du denn Vater? Ja sieh, das ist eben das närrische an dem Handel, daß ich auch dir jetzt noch nicht darauf antworten kann. Jetzt muß ich nach Sievers und den mit der Nachricht beruhigen, daß seine Tochter in Sicherheit ist. Er war fort.

Der alte Burchhard sann ein Paar Minuten über diese Begebenheit nach. Er gieng zu Marien. Er konnte von dem Mädchen nichts als Seufzer und Thränen hervorbringen, und auf die Frage: Und mein Sohn ist Vater? kam immer ein halbes Ja zum Vorschein; denn Ludwig hatte dem Mädchen eingeknüpft,

schlechterdings ihn als Vater gegen jedermann zu nennen.

Vielleicht wissen Seeburgs etwas, dachte Burchhard, und schlich hinüber. Madam Seeburch saß bei Rosen und tröstete. Ein heiteres Lächeln stieg auf Rosens Gesicht, wie Burchhard hereintrat. Bist du krank, Rose? — ich, lieber Vater, ich — sie stockte. Ist Ludwig bei Ihnen? — Schon wieder fort! Hören Sie, Frau Nachbarin, was wissen Sie von Ludwig? Nicht viel Gutes: die Burgemeisterin sagte mir heute, von einer gerichtlichen Erklärung, daß Ludwig Vater sey. Ich zweifle zwar — — — Nein, nein! Das ist so! Das hat seine Richtigkeit! er hat mirs selbst gesagt — daß er Vater ist? fragte Rose eilig, und wurde blaß. Nein, mein Kind, er sagte mir nicht: ich bin Vater, sondern er sagte mir: ich habe mich gerichtlich als Vater des Kindes erklärt. — Nun, daß ist doch eben dasselbe, sagte die Tante auffahrend. — Bei jedem andern, liebe Nachbarin, wäre es freilich dasselbe, aber bei

Ludwig. — Es kann unmöglich seyn, sagte Rose, und trocknete ihre Augen. — Die ganze Welt wird ihn denn doch aber für den Vater halten. — Das wird sie freilich, Frau Nachbarin; besonders da er das Mädchen zu mir gebracht hat, um bei mir ihr Wochenbette zu halten. — Wie? das Mädchen? zu Ihnen? die Marie? und das leiden Sie? das geben Sie zu? Von nun an, sagen Sie das Ludwigen! soll er mir keinen Fuß wieder über meine Schwelle setzen. Sagen Sie ihm das! keinen Fuß! Das ist eine schreiende Niederträchtigkeit! — Wie denn so, Frau Nachbarin? daß er eine Unglückliche, eine Verfolgte in Sicherheit bringt? — Er erklärt ja gerade dadurch, daß er Vater zu dem Kinde seyn will! — Das hat er heute schon gerichtlich erklärt. — Nun gut! was gehts mich an; lassen Sie ihn mit dem — trauen! — Ich glaube, Frau Nachbarin, daß wir ihn dazu nicht anhalten dürften, wenn er wirklich Vater wäre. — Was, nicht Vater, und doch das Mädchen zu Ihnen zu bringen? Meinen Sie,

daß ein Mensch die Fabel glaubt? — Ich zweifle selbst! — Rose weinte bitterlich, bei dieser Unterredung. — Und meinen Sie, daß ich erlauben werde, daß Rose länger mit einem Menschen umgehe, der gerichtlich erklärt, daß er ein ausschweifender Mensch ist? — Es ist doch besser, als wenn ers medicinisch erklärte! — Kurz und gut: mit uns ist es aus, wenn das Mädchen eine Nacht unter ihrem Dache schläft, und wenn er nicht die gerichtliche Erklärung zurücknimmt. —

In diesem Augenblicke trat Ludwig ins Zimmer, Rose sprang auf, und rief voll Entsetzen und voll Freude: ach Gott! da ist er! da ist er! und stellte sich zu ihrer Tante. Nun Gottlob! sagte Ludwig, mit einem fröhlichen Gesicht: guten Abend, Tante, guten Abend, liebe Rose? — Guten Abend, Herr Burchhard, sagte die Tante. — Was ist das, Tante? warum nennen Sie mich nicht Ludwig mehr? — Weil ich erst wissen muß, ob ich Sie je wieder so nennen darf. Haben Sie sich ge-

richtlich als den Verführer des Tischler-Mädchens erklärt? — Nein, Tante, nur zu dem Vater des Kindes. — Haben Sie das Mädchen zu Ihrem Vater gebracht? — Ja, Tante: ich wußte in der Geschwindigkeit, wie alles zusammenschlug, nirgends damit hin. — Nun, noch eine Frage: Sind Sie Vater zu dem Kinde? Ludwig, Ludwig, fieng Rose mit einer süßen flehenden Stimme, mit einem nassen bittenden Auge an, stellte sich vor ihm hin, und faßte seine Hand: bist du der Vater zu dem Kinde? — O liebe, liebste Rose, kannst du mir die Frage im Ernst thun? Rose! womit habe ich das je um dich verdient? Er sagte das so sanft, so ernst zu gleicher Zeit: er drückte Rosens Hand dabei so innig, sah mit seinen großen blauen Augen ihr so wehmüthig ins Auge, daß sie nicht widerstehen konnte: sie sank auf seine Schulter, und weinte daß ihm die Thränen in den Busen strömten.

Kurz, Ludwig, ehe du nicht das Mädchen aus deinem Hause weggeschafft hast, fieng die Tante sehr bestimmt an: ehe du nicht die ge-

richtliche Erklärung zurückgenommen hast, ehe wage es nicht zu sagen, du habest mich und Rosen je gekannt. — Aber Tante, wenn ich das nicht kann, ohne ein Schurke zu seyn? wollen Sie lieber Rosen einem unbescholtenen Schurken, als einem verläumdeten guten Menschen geben? — Ein Mensch, der sich selbst verläumdet, ist ein Narr oder Bösewicht: Rose hat kein Herz für beide. Du weißt meine Meinung! — Rose denkt anders, Tante! — Ich glaube, du willst — o geh! geh! ich stehe dir dafür, daß Rose so denken soll, wie ich!

Sie nahm Rosen bei diesen Worten bei der Hand, und gieng mit ihr in ein anderes Zimmer. Ludwig und sein Vater giengen schweigend nach Hause. Jetzt hielt die Tante eine heftige Rede an Rosen, sowohl gegen den alten Burchhard und seine Erziehung, als auch gegen den Sohn und sein Benehmen. Weine nicht Rose! und glaub mir, du wärst doch nicht mit dem Narren glücklich geworden, der

immer die ganze Welt meistert, und glaubt, was er thut, ist wohl gethan. Was ist das für eine Lebensart, kurz und gut: sie sind beide Narren! — Und das mag er einem Narren weis machen, das er keinen Theil an dem Mädchen hätte! Schöne Worte! o ja, und wenns um und um kommt, so ist er doch Vater. Willst du, meinetwegen, so wohne unter Huren; denn wer weiß, wo er noch ein Dutzend von der Straße aufrafft. —

So gieng das ein Paar Stunden in einem fort, bis denn endlich die furchtsame Liebe Rosens sich auch Gehör verschaffte. Die Tante war denn doch zuletzt der Meinung, daß man nicht alle Hoffnung aufgeben müsse; allein, vorerst müssen wir, der Welt wegen, allen Umgang mit Burchhards abbrechen. Was würde die Welt sagen, wenn wir in dem Hause, daß eine Hurenherberge ist, aus- und eingiengen? Um dem Dinge auf einer guten Weise aus dem Wege zu kommen, beschloß die Tante endlich, mit Rosens Bewilligung,

eine Zeit lang zu verreisen, und dann, wenn das Gespräch sich verblutet hätte, zurück zu kommen. Die Tante legte sich nieder: Rose aber schrieb noch mit zitternder Hand an Ludwig ein paar Abschiedszeilen, worin sie ihn bat, Marien wenigstens aus dem Hause zu schaffen, und ihr treu zu seyn: der Zorn der Tante würde sich wohl legen. Sie versiegelte das Billet, und gab es den andern Morgen vor ihrer Abreise, dem Gärtner zu besorgen. Eben sah sie Ludwigen mit Marien im Garten erscheinen: sie erschrack, Thränen stiegen ihr ins Auge. Er gieng so vertraulich neben dem Mädchen her, trocknete ihr das Auge mit seinem Tuche. Beinahe hätte sie die Hand wieder zurückgezogen, die dem Gärtner eben das Billet reichte. Sag er Herrn Burchharden nur, ich wäre recht vergnügt gewesen; ich hätte recht gelacht, wie ich weggereist wäre. — Das Gott erbarm, Mamsell, und die hellen Thränen laufen über Ihre Backen! So gehts, wenn man sich gut ist; wenn der Herr Ludwig mit mir von Ihnen sprach, wie Sie

noch

noch in Braunschweig waren, so standen ihm auch immer die Thränen im Auge. Ja, Mamsell, glauben Sie mir, er hat mir manchmal den ganzen Vormittag von Ihnen erzählt, und immer wieder was Neues, ich weiß nicht, wie man so viel von einem Menschen erzählen kann! — Na, sag er nur nicht, Gärtner, daß ich gelacht habe; sag er, was er will! Adieu! Sie gieng mit schwerem Herzen, und sah sich noch hundertmal nach Marien um, und wie sie in den Wagen steigen sollte, so lief sie noch einmal hinauf auf den Saal, und suchte Ludwigen; bis die Tante rief: nun, Rose, was machst du denn? Der Wagen fuhr ab.

Ludwig erhielt Rosens Billet, er flog in der Tante Haus: aber sie waren schon zwei ganzer Stunden fort. Ludwig war verdrießlich, und gieng den ganzen Morgen allein umher; er übersann, ob er Marien nicht wegschaffen könnte. Er gieng zu Marien, in der Absicht, es ihr zu sagen. Ganz von weitem

stieß er diese Idee an. Herr Burchhard, sagte Marie, und sah ihn mit einem durchdringenden Blicke an: bringen Sie mich hin, wohin Sie wollen. Ich fühle es ohnehin sehr tief, wie menschlich Ihre Familie ist, daß sie mir nur eine Nacht ihr Haus geöffnet hat. Verbergen Sie mich und meine Schande jedem menschlichen Auge! ich sehe es wohl, ich muß des Trostes entbehren unter Menschen zu seyn, die ich verehren kann. Sie schluchzte bei diesen Worten so heftig, als ob der Schmerz ihr das Herz brechen wollte.

Nein, Marie, rief jetzt Ludwig: du bleibst hier, und es werde daraus, was da will. Ich bin ein Thor. Die Liebe hat dich unglücklich gemacht, und Liebe und Menschlichkeit sollen dir wenigstens die Last des Leidens mildern. Nein, du bleibst hier: liebes Kind! Es wäre grausam, dich unter fremde, kalte, hämische Menschen zu verstoßen, denen man jeden Dienst erst abkaufen mßüte, und eben jetzt, da du der Liebe, des Mitleidens, des

Trostes, der Freundschaft so sehr bedarfst. Nein, du bleibst! Er gieng zu seinem Vater, und sagte ihm seinen Entschluß und seine Ursachen dazu, und sein Vater schloß ihn an sein Herz: mein Sohn, mein edler Sohn: mein guter Ludwig! Der Vater konnte die Thränen nicht zurück halten; er verließ Ludwigen, um sie zu verbergen.

Burchhard erzählte seiner Frau und Schwiegermutter Ludwigs edles Benehmen: er zeigte ihnen, wie unglaublich gut sein Herz seyn müsse, auf Rosens Bitten nicht, und nur auf das Gesetz der Menschlichkeit zu achten, lieber von Rosen entfernt zu leben, als eine Handlung zu begehen, die Marien eine kummervolle Stunde machen könnte. Der alte Mann sprach mit thränenden Augen davon, und beide Weiber beeiferten sich jetzt, Marien aufzuheitern, obgleich die Schwiegermutter zuweilen über sich selbst lachen mußte, daß sie es könne. Denn, Herr Sohn: Marie ist doch immer eine Person, die — von der — Es ist kurios, daß

ich das Mädchen in ihren Umständen hier so in der Stube um mich leiden kann! — Das macht, Mama, Ihr Herz ist besser, als Ihr Kopf, und das wird Ihnen Gott einmal belohnen!

Ende
des ersten Theils

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Gemälde des menschlichen Herzens in Erzählungen

Bd.: 2

1801

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940528-6